

RELATION2

Literarisches Magazin

Zeitschrift der Kroatischen Schriftstellervereinigung
1-2/2018

Herausgeber Kroatische Schriftstellervereinigung

Chefredakteur Roman Simić Bodrožić

Redakteurin Jadranka Pintarić

Redakteurin – Deutsch Marijana Miličević Hrvić

Kroatische Schriftstellervereinigung

Basaričekova 24, Zagreb, Kroatien

Tel.: (+385 1) 48 76 463, fax: (+385 1) 48 70 186

www.hrvatskodrustvopisaca.hr

ured@hrvatskodrustvopisaca.hr

Umschlag Crtaona, Zagreb

Prepress Krešo Turčinović

Gedruckt Grafocentar, Zagreb

ISSN 1334-6768

*Die Zeitschrift wird vom Kultusministerium der Republik Kroatien
und vom städtischen Fond der Stadt Zagreb finanziell unterstützt.*

Inhalt

ALIDA BREMER

Sommerkolleg Literarisches Übersetzen

Kroatisch – Deutsch

Premuda, August 2017

5

DIJANA TOCKNER GLOVA

NACHRUF

Der Begründer des Sommerkollegs

„Literarisches Übersetzen Kroatisch – Deutsch“
auf der Insel Premuda

Erich Prunč ist von uns gegangen

11

* * *

PREDRAG LUCIĆ

Cervantes-Platz oder Platz der Sklaven

15

ZORAN PILIĆ

Es gibt keine Elefanten in Mexiko

35

IVICA IVANIŠEVIĆ

Eingang für Kinder und Soldaten

65

KARMELA ŠPOLJARIĆ	
Wir sind hier nicht in Twin Peaks	73
LUDWIG BAUER	
Seroquel oder	
Der wunderliche Herr Kubitschek	93
(Schelmenroman mit Katze)	
SLAVENKA DRAKULIĆ	
Dora und der Minotaurus	115
KORANA SERDAREVIĆ	
Nachtschwärmer	129
NEBOJŠA LUJANOVIĆ	
Hautfarbenwolke	135

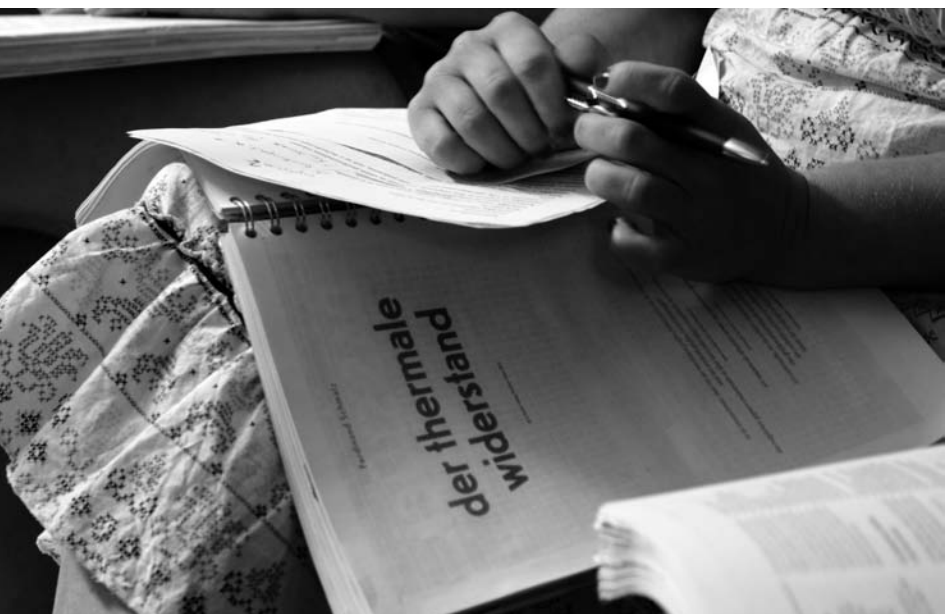
Fotos von Dijana Tockner Glova

ALIDA BREMER

**Sommerkolleg Literarisches Übersetzen
Kroatisch – Deutsch
Premuda, August 2017**

In der vorliegenden Nummer der Zeitschrift *Relations* der Kroatischen Schriftstellervereinigung (HDP) werden nun zum vierten Mal Übersetzungen von kroatischen Autorinnen und Autoren, die während des Sommerkollegs „Literarisches Übersetzen“ auf der Insel Premuda entstanden sind, veröffentlicht. Die Zusammenarbeit mit der Kroatischen Schriftstellervereinigung ist eines der zahlreichen erfreulichen Ergebnisse dieses wunderbaren Sommerkollegs, das seit 1996 in der bezaubernden mediterranen Landschaft stattfindet.

Jeden Sommer begegnen sich auf der Insel Premuda zwei Sommerkolleg-Gruppen, eine slowenisch-österreichische und eine kroatisch-österreichische. Das Sommerkolleg 2017 wird allen Teilnehmern in besonderer Erinnerung bleiben, da der Gründer dieser herausragenden Schule für Übersetzer, der österreichische Professor Erich Prunč, damals noch lebte, aber leider danach verstorben ist. Es war seinen Ideen, Initiativen und organisatorischen Fähigkeiten zu verdanken, dass diese Tradition des Übersetzens aus dem Slowenischen ins Deutsche und vice versa sowie aus



dem Kroatischen ins Deutsche und vice versa auf dieser traumhaft schönen Insel inmitten der Adria begründet und nachhaltig fortgeführt wurde.

In den letzten vier Jahren hat sich Erich Prunč auf die slowenisch-österreichische Hälfte des Sommerkollegs konzentriert, während die kroatisch-österreichische Hälfte von Dijana Tockner Glova geleitet und von den Mentorinnen Milka Car, Snježana Božin (seit 2017) und Alida Bremer sowie von den Tutorinnen Jelena Spreicer und Mascha Dabić betreut wird.

Im Sommerkolleg auf Premuda vertiefen die Studentinnen und Studenten ihre Sprachkenntnisse, diskutieren über Literaturtendenzen in der deutschsprachigen und in der kroatischen Literatur, über die neuesten Trends in den Entwicklungen der urbanen Sprachen oder über die Besonderheiten der lokalen Dialekte. Obwohl sie meist über ausgezeichnete Sprachkenntnisse verfügen, lernen

sie während des Sommerkollegs, dass die komplexen Zusammenhänge zwischen der Bedeutung, dem Kontext, den poetologisch-ästhetischen Ansprüchen und dem Klang der Sprache nicht einfach in die andere Sprache zu übertragen sind. Jede literarische Übersetzung ist vom Kontext abhängig, den man verstehen und nachempfinden muss. Literarisch zu übersetzen, heißt einen kreativen Umgang mit der Zielsprache zu entwickeln, die Ausgangssprache aber nie aus dem Sinn zu verlieren.

In dieser mediterranen Landschaft entstehen intensive Diskussionen. Ob am Strand oder in einem Café, ob am Tisch im Wohnzimmer einer der Ferienwohnungen – überall wird über die beiden Sprachen und ihre Ausdrucksmöglichkeiten gesprochen, nach einem passenden Wort gesucht. An diesem abgeschiedenen, ruhigen Ort, an dem man nachts die Sterne am Himmel zählen kann, kann man hochkonzentriert arbeiten. Die Insel Premuda ist der ideale Ort für das literarische Übersetzen und die ausgezeichnete Organisation des Sommerkollegs hilft den Studierenden, die Tagesabläufe am neuen Ort problemlos zu meistern. Es wird in Tandems und in Gruppen gearbeitet: Die österreichischen und die kroatischen Studierenden helfen sich gegenseitig, erklären Begriffe und Idiome, erzählen von gesellschaftlichen und historischen Zusammenhängen, entdecken Ähnlichkeiten und Unterschiede etwa bei Sprichwörtern, Anekdoten oder ganz allgemein bei der historischen Erinnerung oder bei der zeitgenössischen Deutung der Wirklichkeit.

Im Sommer 2017 haben sich die österreichischen Studierenden mit sehr unterschiedlichen Texten auseinandergesetzt: Dass sich das Theaterstück von **PREDRAG LUCIĆ**

Cervantes-Platz oder Platz der Sklaven – nach Angaben des Autors ein *Audio-Addio-Play* – doch nicht nur als Hörspiel eignet, sondern durchaus auch auf einer Bühne gespielt werden kann, haben die Studierenden selbst bewiesen, da sie am letzten Abend das Stück zweisprachig aufgeführt haben. Inzwischen ist der Autor dieses humorvollen und luziden Textes gestorben; es wäre großartig, wenn Ines Sauer ihre Übersetzung dieses Stücks fortsetzen würde, und wenn es in der Zukunft einmal auf deutschsprachigen Bühnen gespielt werden würde. Die kleinen, aphoristischen Gedichte in Prosa von **IVICA IVANIŠEVIĆ** aus der Sammlung *Eingang für Kinder und Soldaten* interessierten viele Studierender, hier veröffentlichen wir eine kleine Auswahl. Der Roman mit der Thematik des Lebens in einem kleinen Ort am Mittelmeer *Wir sind hier nicht in Twin Peaks* von **KARMELA ŠPOLJARIĆ** passte wunderbar in die Atmosphäre der Insel. Einige Kapitel des Romans von **LUDWIG BAUER** *Seroquel oder Der wunderliche Herr Kubitschek* (Schelmenroman mit Katze) wurden bereits im Sommerkolleg 2016 mit viel Erfolg ins Deutsche übertragen; im Sommerkolleg 2017 sind zwei weitere Kapitel dieses verspielten Textes dazu gekommen. Auch die Romane einer der meist übersetzten und im Ausland bekanntesten Autorinnen der kroatischen Literatur, **SLAVENKA DRAKULIĆ**, wurden häufig im Sommerkolleg besprochen und Auszüge daraus übersetzt, so auch in diesem Sommer: *Dora und der Minotaurus*. Die rätselhafte Erzählung *Nachtschwärmer* von **KORANA SERDAREVIĆ** und der Beginn des Romans von **NEBOJŠA LUJANOVIĆ** *Hautfarbenwolke* runden die Auswahl ab.

Ich erlaube mir abschließend eigene Worte zu wiederholen, die ich auch am Ende der Einleitung zur Auswahl der übersetzten Texte aus dem Jahr 2016 geschrieben habe:

Es gibt viele Gründe, warum das Sommerkolleg „Literarisches Übersetzen“ zu einem unvergesslichen Erlebnis für alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer wird: Die Intensivität, mit der hier über Literatur und über Sprache diskutiert wird; das konzentrierte Arbeiten in doppelsprachigen Tandems und Gruppen; das Vortragen der Ergebnisse, bei dem man jedes Jahr zahlreiche neue literarische Stimmen aus Österreich und Kroatien kennenlernt; das ausgezeichnete Essen, zubereitet aus einheimischen Produkten und nach autochtonen Rezepten dieser Region und die mediterrane Landschaft, diese unvergleichliche Verbindung aus Himmel, Meer und Erde.

Und daran hat sich zum Glück auch im Sommer 2017 nichts geändert.



ALIDA BREMER wurde in Split/Kroatien geboren. Sie studierte Vergleichende Literaturwissenschaft, Romanistik, Slawistik und Germanistik und promovierte im Fach Vergleichende Literaturwissenschaft. Ihr Roman *Olivas Garten* wurde aus dem Deutschen ins Mazedonische und ins Kroatische übersetzt. Sie schreibt in deutscher und kroatischer Sprache und lebt als freie Autorin und Übersetzerin in Münster/Deutschland. Für die Vermittlung der kroatischen Kultur wurde sie mit dem Verdienstorden des Staatspräsidenten der Republik Kroatien ausgezeichnet; für das noch nicht veröffentlichte Manuskript ihres zweiten Romans wurde sie für den Alfred-Döblin-Preis 2017 nominiert. Für die Übersetzung des Romans *Liebesroman* von Ivana Sajko wurde sie 2018 mit dem Internationalen Literaturpreis des Hauses der Kulturen der Welt und für die Übersetzung des Theaterstücks *Daumenregeln* von Iva Brdar mit dem „Brücke Berlin“ Theaterpreis ausgezeichnet.



ERICH PRUNČ

Foto: Sissi Furgler

DIJANA TOCKNER GLOVA

NACHRUF

Der Begründer des Sommerkollegs
„Literarisches Übersetzen Kroatisch – Deutsch“
auf der Insel Premuda

Erich Prunč
ist von uns gegangen

ERINNERUNGEN AN DIE ANFÄNGE

Im Jahr 1996 fand auf Premuda das erste Sommerkolleg Kroatisch/Deutsch statt, dessen Anfänge Erich einmal mit folgenden Worten beschrieb:

„Kreativität gehörte zusammen mit Improvisation zu den zentralen ‚Überlebensstrategien‘. Die Unterkünfte im Dorf waren anfänglich äußerst spartanisch, einen Seminarraum im eigentlichen Sinne gab es nicht. Aber gerade die Auseinandersetzung mit der bescheidenen Infrastruktur war es, die den besonderen Reiz der Seminare ausmachte. Man war auf sich und die Gruppe angewiesen, schrieb, diskutierte und erprobte die übersetzten Texte auf den Terrassen, in den Gärten und am Strand. Kreativität und Autonomie wurden zu Leitbegriffen des Seminars.“

Die Infrastruktur auf der Insel ist mittlerweile moderner geworden; Kreativität und Improvisation sind 22 Jahre später aber weiterhin die wichtigsten Strategien, um abseits

von gewohnten universitären Strukturen und Hierarchien sich mit dem Thema literarischer Text, mit der Abgeschiedenheit auf einer kleinen Insel, mit sich selbst und mit Anderen zurecht zu finden.

Kurz: Die kreativen Tiefen und Höhen des literarischen Übersetzens zu durchleben.

Das Hauptziel des Kollegs sah er darin „Freude am Abenteuer Übersetzen zu vermitteln. Übersetzen sollte als selbstverantworteter und kreativer Näherungsprozess an das Original auch persönlich erlebt und erfahren werden.“

Zusätzliche, nicht weniger wichtige Effekte:

- veröffentlichte Übersetzungen;
- das Nachkommen junger Generationen von literarischen Übersetzer/innen und Kulturmittler/innen;
- sprachen- und grenzübergreifende Freundschaften sowie andere Beziehungen...

Beachtliche Erfolge angesichts der ursprünglichen Zielsetzung.

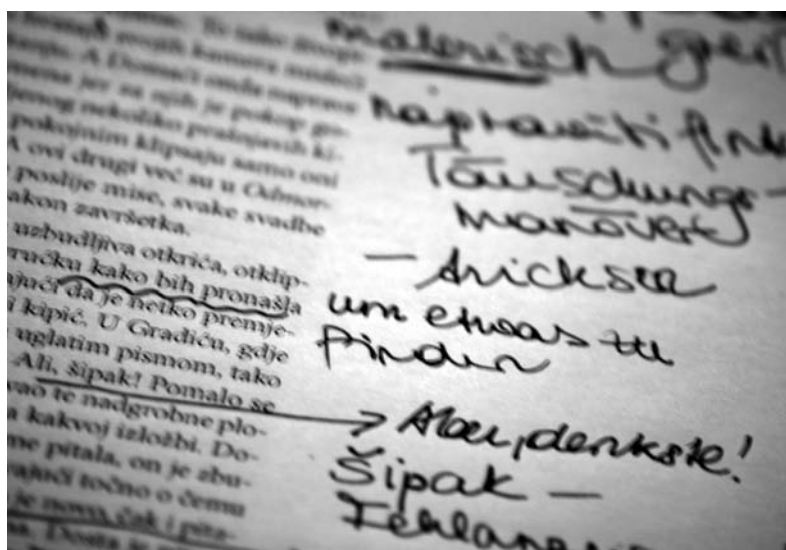
Während die wissenschaftliche Gemeinschaft sich an den Wissenschaftler und Universitätsprofessor Dr. Erich Prunč erinnert, behalten wir die „andere“ Person Erich Prunč in unserer Erinnerung, und zwar so wie wir ihn ganz privat auf seiner Insel kennen lernen durften:

„Heute beißen die Fische. Ich muss raus aufs Meer. Zu Mittag besprechen wir die Texte.“

Im Gedenken an Erich werden wir weiterhin seine Auffassung rund um das literarische Übersetzen als die nachhaltigste Form des Übersetzens weitergeben, die es uns ermöglicht andere Kulturen kennen zu lernen sowie die eigene Kultur anderen zu vermitteln.



DIJANA TOCKNER GLOVA, mag./MAS, geboren 1980, studierte Kroatistik, Germanistik, Konferenzdolmetschen und Dolmetschdidaktik in Zagreb, Graz und Genf. Ihre Lehrtätigkeit begann sie als Konferenzdolmetschertrainerin (Kroatisch/Deutsch) an der Universität Zagreb und arbeitet derzeit als Lektorin für Bosnisch, Kroatisch und Serbisch (Dolmetsch- und Übersetzungslehrveranstaltungen) an den Universitäten in Graz und Wien sowie als EU-akkreditierte Dolmetscherin in Brüssel und freiberufliche Übersetzerin. Auf der kroatischen Insel Premuda leitet sie das Sommerkolleg für literarisches Übersetzen Kroatisch/Deutsch. Mit ihrem Mann lebt sie in Graz.





PREDRAG LUCIĆ (1964 – 2018), Journalist, Schriftsteller und Regisseur. Er studierte Theater- und Rundfunk-Regie an der Fakultät für Schauspielkunst in Belgrad. Als Regisseur war er in Belgrad, Split und Tuzla tätig. Lucić war einer der Mitbegründer und Schöpfer der satirisch-politischen Zeitschrift „Feral Tribune“ – des Amtsblattes der kroatischen Anarchisten, Protestanten und Häretiker. Außerdem rief er die Feral-Bibliothek ins Leben und war auch deren Redakteur. Als nach fünfzehn Jahren die Zeitschrift aufgegeben werden musste, fing er an, als Kolumnist in der Zeitung „Novi list“ seine Tagesrubrik *Trafika Predraga Lucića* („Der Kiosk des Predrag Lucić“) zu schreiben.

Lucić veröffentlichte 1998 gemeinsam mit Boris Dežulović *Greatest Shits – Antologija suvremene hrvatske gluposti* („Greatest Shits – eine Anthologie der modernen kroatischen Dummheit“), den Liederband *Haiku haiku jebem ti maiku* („Haiku Haiku, ich scheiß auf dich“, 2003) und den Lyrikband *Ljubavnici iz Verone* („Die Liebhaber aus Verona“, 2007). Aus seinen Gedichten und den Programmen zur Volksverdummung anderer Autoren stellte er die Lesebücher *Sun Tzu na prozorčicu* („Sun Tsu am Fensterlein“, 2009) und *Bezgaća povijesne zbiljnosti* („Die Unterhosenlosigkeit der historischen Tatsächlichkeit“, 2010) zusammen. Ab 2007 trat er gemeinsam mit Dežulović im dichterischen Cabaret *Melodije Bljeska i Oluje* („Melodien von Blitz und Sturm“) auf. Für sein Werk *Gusle u magli* („Gusle im Nebel“) erhielt der 2013 den Preis „Kočićevo pero“, außerdem 2017 den Judita-Preis für die beste Errungenschaft im Drama-Programm des 63. Theaterfestivals „Sommer von Split“.

PREDRAG LUCIĆ

**Cervantes-Platz
oder
Platz der Sklaven**

AUDIO-ADDIO-PLAY

PERSONEN UND STIMMEN:

DON QUIJOTE, fahrender Ritter

SANCHO PANZA, sein Knappe

HAJRA, Wahrsagerin

ŠEFKO GARNITURA, Bürgermeister von Ulcinj

MEHO, sein Bruder, Stadtsprecher

BINGO KANASTA, Kassierer

LEKSO, Nichtzahler

KONDOR, Polizist mit Pistole und Text

KRESOJE, Polizist ohne Text

MARA REUTERWEILER, Journalistin beim Radio Ulcinj

SABINE KABINE, Dolmetscherin

ROSINANTE, Pferd

SANCHOS ESEL

TOURISTEN/BADEGÄSTE, Massenerscheinung

Handlungsort zwischen den Sternen und unter der Sonne



1. SZENE

Zwischen den Sternen Getrappel von Pferde- und Eselshufen.

[...]

Das Pferd und der Esel kommen einander entgegen. Und sie scheinen das ganze Universum zu grüßen.

DON QUIJOTE: Sancho, du Halunke...

SANCHO: Seelig die Augen, die Sie endlich sehen, Herr!

DON QUIJOTE: Du Windhund und Maulesel, sieben Himmelreiche habe ich durchritten, bis ich dich fand!

SANCHO: Wo Sie diese bloß gefunden haben? Seitdem ich herumirre, alleine zwischen diesen verdammten Sternen, habe ich nicht einen Himmel gesehen, geschweige denn sieben von denen. Beim Himmelreich, Herr, ich könnte schwören, es gibt keinen Himmel.

DON QUIJOTE: Lästere den Himmel nicht, du gottloser Maure! Soll dich jemand hören und die Santa Hermandad auf uns hetzen?

SANCHO: Wer soll mich denn hören, Herr? Ich habe mir die Seele aus dem Leib geschrien vor lauter Angst und nicht einer hat mich gehört oder erhört. Niemand, auch nicht der Gott, von dem alle sagen, dass er im Himmelreich wohnt. Nur mir, dem Unglücklichen, wurde das Los zuteil, ihn vergebens zu suchen, weil es unter meine Knappenpflicht fällt.

DON QUIJOTE: Niemand hat dich geschickt, um Gott zu suchen.

SANCHO: Unser Pfarrer Pero Perez sagt, dass eine getaufte Seele Gott bei jeder Gelegenheit sucht. Und ich, Herr, beim Holzsattel jenes Esels, auf dem Christus in Jerusalem eingezogen ist, bin eine getaufte Seele.

DON QUIJOTE: Du, Sancho, solltest Messdiener sein und nicht der Knappe eines fahrenden Ritters, von dessen Tapferkeit im gesamten Himmel zu hören war, während deine jämmerliche Stimme keiner vernommen hat. Siehst du Angsthase, wie das Himmelsreich vor mir erzittert, weil es weiß, dass es mich selbst nicht daran hindern kann, diesen Verbrecher Frestón zu finden und zu bestrafen?!

An Sancho fliegt ein Stück eines Asteroiden vorbei.

SANCHO: Wenn es vor Ihnen erzittert, mein Herr, warum bewirft es mich mit seinen Steinen?! Mich hat das Himmelsreich nicht einmal bemerkt, bis Sie angekommen sind.

DON QUIJOTE: Nicht das Himmelreich bewirft uns, Sancho, sondern jener böse Zauberer, den zu erspähen ich dich ausgesendet habe.

Ein Stück des Asteroiden knallt gegen die Rüstung des Ritters.

SANCHO: Herr, sind Sie noch am Leben?

DON QUIJOTE: Ich zermalme diesen Räuber, Sancho, und wenn er über mich einen Sternenregen niederlässt.

Das Weltallgestein pfeift ihnen um die Ohren.

SANCHO: Ich befürchte, mein Herr, dass er uns zu Sternengut machen wird.

DON QUIJOTE: Man sieht, dass du nichts über Zauberer weißt. Keiner von ihnen, auch nicht der schreckliche Frestón, mein Erzfeind, hat die Macht, einen Ritter in irgendetwas zu verwandeln. Seine niederträchtigen Missetaten können aus mir nur noch einen größeren Helden machen, dessen Ruhm man weitertragen wird...

Noch ein Stück des Asteroiden, größer als vorher, trifft ihn und wirft ihn aus dem Sattel. Anschließend ergießt sich über ihnen ein heftiger Schauer aus Asteroidensplittern.

DON QUIJOTE: Sancho, nimm Rosinante beim Zügel!

SANCHO: Ich nehme, Herr, wie Sie, Schläge und Prügel auf mich... (Jammert.) Und lieber würde ich Reißaus nehmen.

DON QUIJOTE: Ich fange diesen Räuber, der sich in die ägyptische Schlange Apophis verwandelt hat und nun auf uns den Steinregen speit. Und du Sancho, falls ich aus dieser Schlacht nicht wiederkehre, erzähl der Königin meines Herzens, der lieblichen Dulcinea, wie ich mit meinem Körper verhindert habe, dass das Himmelsgestein auch nur in die Nähe ihres Hauses in Toboso fällt... Trage die Wahrheit über meinen Ritterkampf nach Mancha... Und zum Lohn mache ich dich zum Gouverneur des hellsten Sterns von allen.

SANCHO: Ich trage meine Blutergüsse und Dellen, Herr, denn außer ihnen werde ich am ganzen Körper nichts haben... Zum Teufel mit Zauberern, Schlangen, Sternen und dem Tag, an dem ich mich überreden ließ, hierher zu kommen... Herrrrr im Himmel... (*Ein Stein, größer als alle bis jetzt, trifft ihn.*) Mein Herrrrr...

Durch den Sternenregen hört man das Wiehern von Rosinante und das Brüllen von Sanchos Esel.

2. SZENE

Café-Bar „Terra“ in Ulcinj. Aus den Lautsprechern ist David Bowies „Space Oddity“ zu hören. Dem Tisch, an dem Meho und Lekso sitzen, nähert sich die Wahrsagerin Hajra.

HAJRA: Meho, soll ich dir sagen, was geschehen wird?

MEHO: Es wird geschehen, dass du mir aus der Hand liest und siehst, dass darinnen steht, ich soll dir ein Bier zahlen.

HAJRA: Du bist ein mildtätiger Mensch und wirst mich auch so einladen. Und nun lass mich dir sagen, was geschehen wird. Der Himmel wird aufreißen, Meho.

MEHO: Ach, Quatsch, der Himmel... Der kann bei dieser Hitze nur schmelzen.

HAJRA: Glaubst du etwa der Hajra nicht, Meho?

MEHO: So sind die Zeiten. Niemand glaubt niemandem.

HAJRA: Und wie willst du ein Jemand sein, wenn du auch wie jeder Niemand nichts glaubst?

MEHO: Lass mich in Ruhe, bitte. Nimm ein Bier auf meine Rechnung, wenn es schon so geschrieben steht.

HAJRA: Es ist nicht nur das Bier, Meho, das herauszulesen ist...

STIMME DER RADIOSPRECHERIN:

Sie hören Radio Ulcinj, Nachrichten. Die Europäische Weltraumorganisation ESA hat mitgeteilt, dass die Sonde Hidalgo, die vom Raketenstartplatz Kourou in Französisch-Guayana gestartet wurde, in die Nähe des Asteroiden 99942 Apophis gelangt ist. Nach Vorhersagen der Wissenschaftler sollte dieser am 13. April 2029 mit der Erde kollidieren. Es wird erwartet, dass Hidalgo erfolgreich den bedrohlichen Asteroiden bombardieren und ihn so von seiner Laufbahn abbringen wird. Die Sonde Sancho beobachtet seit Monaten die Bewegungen von Apophis und sendet alle wichtigen Informationen über den Asteroiden an die ESA. Dieser wurde nach dem altägyptischen Gott des Bösen, der Dunkelheit und des Chaos benannt, der meistens als eine Schlange darge-

stellt wird, der nachts versucht, die Sonne zu zerstören. Nachdem sich allerdings Hidalgo zu Sancho dazugesellt hat, wächst die Hoffnung, dass Apophis in seiner Absicht, das Leben auf der Erde zu zerstören, scheitern, und dass das Weltraumprojekt Don Quijote die Millioneninvestitionen rechtfertigen wird. Und nun zu den Sportnachrichten.

Das Team der Basketballmannschaft „Budućnost“¹ flog heute Morgen vom Flughafen in Podgorica...

MEHO: Du solltest fliegen und zwar von der Radiostation! Mitsamt dem, der dich dahin gebracht hat... Junge, wechsle den Sender!

Der Kellner gehorcht. Es ertönt das Lied „Zvijezda tjera mjeseca“.²

MEHO: So ist's Recht!

LEKSO: Warum hast du nicht den Sport gelassen?

MEHO: Weil sie mich genervt hat, diese Gans! Statt dass sie sagt, wem es zu verdanken ist, dass dieser Asteroid nicht gegen die Erde knallen wird, labert sie etwas über ägyptische Götter.

LEKSO: Und wem ist es zu verdanken?

MEHO: Uns, Lekso, uns! Wäre Cervantes nicht von unseren Piraten gefangengenommen und nach Ulcinj gebracht worden, hätt' er niemals „Don Quijote“ geschrieben. Und wer würde uns heute vor den Außerirdischen schützen?

LEKSO: Meho, Kumpel, du nimmst alles zu ernst. Das ist nur eine Geschichte...

MEHO: Was soll eine Geschichte sein? Das mit den Außerirdischen?

¹ Zukunft.

² Der Stern (die Sonne) verjagt den Mond; altes bosnisches Volkslied.

LEKSO: Das mit dem Cervantes und dem „Don Quijote“. Kein normaler Mensch glaubt das.

MEHO: Niemand glaubt das, sagst du?

LEKSO: Du hast ja selbst gesagt, niemand glaubt niemanden...

Auf die Markise über ihren Köpfen knallt irgendein riesiger Körper. Und das mehrmals. Man hört Eselbrüllen, einmal näher, einmal weiter weg, einmal näher, einmal weiter weg...

LEKSO: Ach, du Scheiße, jetzt fliegen auch Esel! Der Hammer, dieses Weltraumprogramm.

Gleich darauf knallt noch ein riesiger Körper auf die Markise. Man hört Schnauben und Gewieher.

LEKSO: Bei Gott, da fliegt auch noch ein Gaul.

MEHO: Vielleicht ist es der Šarac vom Kraljević Marko³?

LEKSO: Sein Šarac war kein Gaul. Und Flügel hat er auch gehabt.

MEHO: Vielleicht hat der ja auch welche.

LEKSO: Wenn er welche hätt', dann würd' er mit ihnen flattern... Fehlt nur noch, dass uns der Große Bär auf den Tisch fliegt.

MEHO: Ist nicht ausgeschlossen, wenn du schon an Außerirdische glaubst...

LEKSO: Und an was soll ich denn glauben? An deine Geschichten und deine Wälzer, Geschichten über Wälzer und Wälzer über Geschichten? So wie du bist, hätt'st nichts dagegen, wenn Gott eine ganze Bibliothek auf unsere Köpfe ausleeren würd'.

³ König Marko (Kraljević Marko) und sein geflügeltes Ross Šarac: sagenumworbener serbischer König aus dem 14. Jahrhundert, nach seinen Taten vergleichbar mit Herakles; epischer Held zahlreicher literarischer Werke in der gesamten Balkanregion.

In die Markise schlägt noch ein dritter Körper ein. Man hört Hilferufe, zuerst aus der Höhe, dann ganz nah, dann wieder aus der Höhe...

SANCHO: Hiiiiilfe, mein Heeeeerrr, Hiiiiilfe! Diese Teuuuufel kicken Euren Knappen wieder hin und heeeer.

In der Nähe der Café-Bar „Terra“ fällt ein Körper in Ritterrüstung vom Himmel ins Meer.

DON QUIJOTE: Nur Mut, Sancho, nur Mut! Angst ist eines ritterlichen Knappen unwürdig. Fang Rosinante und bring sie mir.

SANCHO: Und warum kommen Sieee nicht und holen sieeee?

DON QUIJOTE: Siehst du nicht, dass der wahnsinnige Zauberer den Himmel verzaubert und ihn in riesiges Gewässer verwandelt hat, nur um mich an meinem noblen Vorhaben zu hindern... Aber mein Name sei nicht Don Quijote de la Mancha, wenn ich nicht mit meinem Schwert jegliche seiner verdammten Zaubereien zerschlage...

MEHO: Was ist los, Lekso? Warum hast du den Mund aufgerissen?

LEKSO: Das ist... das ist... Ich finde keine Worte.

MEHO: Siehe da, du findest keine? Warum sagst du jetzt nicht, dass es nur eine Geschichte ist?

3. SZENE

Der Strand vor der Cafe-Bar „Terra“. Sancho fängt Rosinante und seinen Esel ein. Die Badegäste kreischen und rennen weg. In dem Chaos stoßen sie Sonnenschirme und Sonnenliegen um.

BADEGÄSTE: Polizei! Ruft die Polizei!

Ruft die Armee! Ruft die Security!

Ruft irgendwen!

LEKSO: Was wollen die mit der Polizei? Als ob die den Weltuntergang aufhalten kann.

MEHO: Was für einen Weltuntergang, Lekso? Das ist ein Neubeginn.

Sancho geht mit dem Pferd und dem Esel an den Zügeln über den verlassenen Strand.

BADEGÄSTE: Vertreibt diesen Esel!

Er wird meine Sonnenmilch austrinken!

Er wird mein Buch über den Weltuntergang fressen, jetzt wo es am spannendsten ist!

MEHO: Man muss wahrlich ein Mensch sein, um zu denken, dass ein Esel ein Narr ist.

Sancho pfeift einmal.

SANCHO: Herr, hallo, Herr... Ich bin glücklich auf irgendeinem Stern gelandet. Und nun kann ich, Gott sei Dank, wieder den Himmel sehen. Und ich sehe auch eine Insel, aber ich traue meinen Augen nicht, denn der Satte glaubt dem Hungrigen nicht, dass dies jenes Stück Land sein könnte, das Sie mir, als Krönung meiner Dienste, versprochen haben und wo ich Gouverneur sein werde.

DON QUIJOTE: Fasel nicht, Sancho, sondern hilf mir, mich aus diesem Wasser herauszuziehen.

SANCHO: Und welcher Wahnsinn hat Sie dazu getrieben, da reinzuspringen?

DON QUIJOTE: Und wer hat dir, du Faulpelz, erlaubt dich hinzusetzen, während dein Gebieter in Lebensgefahr ist?

SANCHO: Mein Schwindelgefühl, Herr, hat es mir erlaubt. Seitdem meine Füße diesen Boden berührt haben, dreht sich ein Gedanke in meinem Kopf: „Setz dich hin, Sancho, verschnaufe, du hast es verdient, nach all der Mühsal...“

DON QUIJOTE: Sobald ich dich erwische, Sancho, drehe ich dir den Hals um und mit ihm alles, was sich je in deinem Kopf gedreht hat. Wenn ich nur nicht vorher ertrinke.

SANCHO: Wo sollen Sie ertrinken? Das Wasser reicht Ihnen nicht einmal bis zur Taille.

DON QUIJOTE: Sancho, komm sofort her und erfülle deine Knappenpflicht! Siehst du denn nicht, dass es jener Verdammte war, der auf uns eine Armee von Schreihälsen, nackt wie Gott sie schuf, gehetzt hat, und nicht etwa Frestóns Magie?

Das Geräusch der Polizeisirene. Aus dem Auto steigen der Polizist Kondor und sein Kollege Kresoje, den sämtliche professionellen Tugenden auszeichnen, auch die, dass er keinen Text hat.

KONDOR: Was ist hier los?

BADEGÄSTE: Schrecklich! Irre!

Ein Pferd und ein Esel sind vom Himmel auf den Strand gefallen!

Und die zwei da drüben...

KONDOR: Wirklich vom Himmel?

BADEGÄSTE: Vom Himmel.

KONDOR: Leute, kann es sein, dass ihr einen Sonnenstich habt, einen kollektiven?

BADEGÄSTE: Was für einen Sonnenstich? Was seid ihr für Polizisten? Statt uns zu beschützen, wie es eure Pflicht ist, beleidigt ihr uns.

KONDOR: Hör zu, du Halbgerösteter, du belehrst mich nicht, was meine Pflicht ist. Oder soll es meine Pflicht sein, dich augenblicklich zu vernehmen! Während ihr da herumliegt und plantscht, gehe ich ein, weil ich bei dieser Hundshitze arbeiten muss...

MEHO: Lass es, Kondor, mein Falke, ärgere dich nicht.

KONDOR: Ach, mein Meho... Wie sollte ich denn nicht...

MEHO: Setz dich hin, trink was. Junge, bring mal ein Zitronen-Bier für Kondor und Kresoje.

KONDOR: Wenn geht, ohne Zitrone. Wir sind im Dienst.

MEHO: Und, was gibt es neues, Kondor, mein Falke?

KONDOR: Ich sehe, du bist der einzige, der nicht in Panik ist.

MEHO: Warum sollte ich sein?

KONDOR: Nun, ist der Quatsch wahr, den die Touristen über Pferde und Esel, die vom Himmel fallen, erzählen?

MEHO: Kümmere dich nicht um Quatsch, Kondor, mein Falke. Das ist nicht deine Aufgabe.

KONDOR: Recht hast du. Soll ich auch noch den Flugkontrollleur spielen, für den Hungerlohn, den ich bekomme...

MEHO: Richtig. Es ist deiner Mühe nicht wert.

KONDOR: Und ist es so? Fliegt das Vieh wirklich?

MEHO: Natürlich fliegt es.

KONDOR: Beim Himmel, was ist da natürlich?

MEHO: Lass es, ich sage dir, es ist nicht deine Aufgabe.

KONDOR: Mich interessiert, wie es möglich ist...

MEHO: Das ist Kunst, mein Kondor. Darin ist alles möglich.

KONDOR: Schon wieder was mir Kultur?

MEHO: So in etwa.

KONDOR: Das heißt, ich soll niemanden festnehmen?

MEHO: Wozu sich blamieren? Bist ja nicht Polizist g'worden, um Esel festzunehmen.

KONDOR: Recht hast du. Und die zwei, die vom Himmel gefallen sind? Was sind sie: Astronauten?

MEHO: Was auch immer sie sind, sie sind nicht deine Sorge.

KONDOR: Was sind sie dann: wieder irgendwelche Schauspieler? Haben sie eine Genehmigung?

MEHO: Kondor, mein Falke, ich garantiere für sie.

KONDOR: Gut, Meho, was immer du sagst. Und was soll ich im Bericht schreiben?

MEHO: Schreib: Happening.

KONDOR: Ja, sicher, damit mich dann der Chef fragt, warum ich so gescheit tu... Kann ich das nicht auf gut Deutsch schreiben: Kunst und fertig?

MEHO: Du kannst.

KONDOR: Na dann, Prost!

Die Polizisten ab.

LEKSO: Meho, bei meinem Leben, du bist nicht normal. Wie kannst du für diese Verrückten garantieren?

MEHO: Das sind keine Verrückten, Lekso. Sie sind ein Himmelszeichen.

LEKSO: Was für ein Zeichen?

MEHO: Das wir uns besinnen. Sind sie uns schon nicht eingefallen, so sind sie zum Glück auf unseren Strand gefallen.

LEKSO: Zum Glück sind sie nicht auf unsere Köpfe gefallen.

MEHO: Sie sind uns auf das gefallen, was wir haben.

LEKSO: Du, Meho, bist irrer als diese Hajra.

Don Quijote, bis zur Taille im Meer, fuchtelte mit dem Schwert.

DON QUIJOTE: Ich treibe dir deine Zauberei aus, mit der du mich in den Sand gerammt hast! Du wirst schon sehen, wer Don Quijote ist!

SANCHO: Herr, was machen sie denn da? Warum verschwenden Sie Ihr Ritterschwert darauf, das Wasser zu dreschen, als ob das viele Wasser Stroh wäre?

DON QUIJOTE: Mein Erzfeind hat mich verzaubert. Ich kann meine Beine nicht bewegen.

SANCHO: Vielleicht hat er Sie in die Statue des heiligen Georg verwandelt, aber es ist ihm nicht ganz gelungen.

DON QUIJOTE: Sprich nicht, Sancho, über etwas, dem dein einfaches Gemüt nicht gewachsen ist, sondern komm her und hilf mir, mich von der Zauberei zu befreien. Dann werden auch diese nackten Schreihälse die Stärke und die Macht des nobelsten unter allen Rittern zu spüren bekommen, die in der Welt herumfahren, um Ungerechtigkeiten auszumerzen, die schwachen zu beschützen und jedwede Gefahr zu meistern, der sie sich tapfer aussetzen.

4. SZENE

Vor dem Büro des Bürgermeisters.

MARA REUTERWEILER: Herr Mehmed, aus der Polizeidirektion haben wir die Benachrichtigung erhalten, dass diese nicht alltäglichen Erscheinungen am Strand in Ulcinj ein Teil der kulturellen Veranstaltung im Rahmen des Ulcinj Summer Festivals sind. Können Sie den Hörern des Radio Ulcinj verraten, worum es sich dabei tatsächlich handelt?

MEHO: Wenn ich Ihnen das verraten würde, Frau Reuterweiler, dann wäre es nicht mehr das selbe.

MARA R.: Was wäre es dann?

MEHO: Ich nehme an, was Anderes.

MARA R.: Sie sind sehr rätselhaft. Ich nehme an, das ist ein Teil eines künstlerischen Konzepts?

MEHO: Wenn Sie das Leben ein künstlerisches Konzept nennen möchten, dann soll es so sein.

MARA R.: Ich verstehe nicht. Die Menschen sind beunruhigt, die Touristen am Strand in Panik und Sie möchten nichts klarstellen... Was können die Bewohner von Ulcinj und unsere Gäste in den nächsten Stunden erwarten?

MEHO: Allerhand.

ŠEFKO GARNITURA: Meho, rein mit dir! Und du, Kleine, berichte noch nichts!

MARA R.: Aber, Herr Bürgermeister, die Menschen erwarten, dass wir sie informieren...

ŠEFKO GARNITURA: Informier sie darüber, dass das Wetter schön ist, und dass sie alle, so viele es auch sind, nachgewiesen sorgenfrei diese Schönheit genießen! Komm schon, Bruder, geh rein!

Die Tür fällt laut zu.

ŠEFKO GARNITURA: Nun gut, Meho, welche Verrücktheiten führst du jetzt wieder am Strand auf?

MEHO: Ich überhaupt keine. Sie führen sich von selbst auf. Und ich bin nicht sicher, dass es Verrücktheiten sind.

ŠEFKO GARNITURA: Was sonst?

MEHO: Verrücktheit ist, nicht klug zu sein, und in der Verrücktheit nicht ein Körnchen der himmlischen Weisheit zu erkennen.

ŠEFKO GARNITURA: Na, verdammt soll's sein, wenn fliegende Pferde und Esel himmlische Weisheit sind!

MEHO: Wenn bei den Russen, Šefko, mein Bruder, ein Hund geflogen ist, warum sollten bei uns nicht ein Pferd und ein Esel fliegen?

ŠEFKO GARNITURA: Warum ausgerechnet bei uns?

MEHO: Was willst du denn: dass sie bei denen in Virpazar oder Budva fliegen? Wenn die statt uns, Cervantes gefangengenommen hätten, dann würden sie bei ihnen fliegen.

ŠEFKO GARNITURA: Was hat dieses Chaos am Strand mit Cervantes zu tun?

MEHO: Unser guter Sklave Servet, wie Cervantes bei uns hieß, hat uns unsere Güte und die unvergesslichen fünf Jahre in Ulcinj vergolten. Er hat sich aus dem Jenseits an sein Ulcinj und seine Dulcinea erinnert, in die er sich hier verliebt, sie nach der Stadt benannt und sie in seine Bücher, so unbekannt wie sie war, reingeschrieben hat, um ihre Ehre zu bewahren. Er hat sich unserer erinnert und uns Don Quijote und Sancho Panza zusammen mit Pferd und Esel g'schickt.

ŠEFKO GARNITURA: Du, mein Bruder Meho, bist irrer als dieser irre Milenko. Es ist ja schön und gut, dass es ihm eingefallen ist, dass Cervantes in Ulcinj war. Weil, den hat es, wie man sagt, wirklich gegeben, das ist in Ordnung...

MEHO: Gibt es Don Quijote und Sancho etwa nicht?

ŠEFKO GARNITURA: Wo soll es sie geben? In den Büchern?

MEHO: Sie sind bei uns am Strand zu finden.

ŠEFKO GARNITURA: Woher weißt du, dass es die beiden sind? Haben Kondor und Kresoje ihre Personalausweise geprüft?

MEHO: Du wärest am glücklichsten, wenn man sie festgenommen hätte, damit du dich im Gefängnis selbst davon überzeugen kannst, wer sie sind.

ŠEFKO GARNITURA: Wenn wir schon ihren Schriftsteller, wie man sich erzählt, in Fußketten gehalten haben, was macht das schon, wenn wir auch die beiden hinter Gittern bringen, bevor sie uns alle Touristen vertreiben?

MEHO: Damit uns die ganze Welt zu Barbaren erklärt. Don Quijote und Sancho kamen zu uns und wir haben sie verhaftet.

ŠEFKO GARNITURA: Man würden sie auch in Spanien verhaften, mein Bruder, wenn sie dort vom Himmel fallen und unter den Touristen Unruhe stiften würden.

MEHO: Aber weder in Virpazar noch in Budva würden sie es machen. Dort würde man aus ihnen eine Touristenattraktion machen.

ŠEFKO GARNITURA: Meho, ich verstehe kein Wort. Ständig erzählst du, dass der Tourismus eine Seuche ist, gehst mir auf die Nerven damit, dass wir zu Kellnern und Sonnenschirmträgern geworden sind, dass wir die Bettlaken anderer waschen und fremde Scheiße wegmachen und nun predigst du mir irgendetwas über Touristenattraktion.

MEHO: Šefko, versprich mir, dass du sie nicht verhaften wirst...

ŠEFKO GARNITURA: Ich verhafte nicht, sondern die Polizei.

MEHO: Versprich mir, dass du nicht verlangen wirst, dass sie verhaftet werden.

ŠEFKO GARNITURA: Wenn sie es nicht verdient haben. Und sie haben es bereits verdient.

MEHO: Haben sie nicht. Wunder verhaftet man nicht.

ŠEFKO GARNITURA: Es ist ein Wunder, Meho, wie ich dich und deine Verrücktheiten aushalte. Und wenn wir doppelt und dreifach verwandt wären, das muss ich nicht ertragen.

MEHO: Heute erträgst du, morgen trägst du es stolz vor dir. Kommst du mit mir zum Strand, um das Wunder zu sehen, solange es da ist?

ŠEFKO GARNITURA: Die Bevölkerung hat mich nicht gewählt, um mich auf tragische Weise zu verlieren.

MEHO: Auf welche tragische Weise?

ŠEFKO GARNITURA: Zum Beispiel, dass mir irgendwelche Viecher in deinem Schauspiel auf den Kopf fallen.

MEHO: Du denkst nicht wirklich, dass all das mein Schauspiel ist?

ŠEFKO GARNITURA: Wir werden sehen, Meho, wir werden sehen...

Meho geht hinaus.

STIMME DER RADIOSPRECHERIN:

... Radio Ulcinj Nachrichten. Aus dem Büro des Bürgermeisters wurde uns mitgeteilt, dass wir schönes Wetter haben und dass eine Rekordzahl an Touristen die Wohltaten des Sommers an unseren Stränden genießt. Für ihren möglichst ausgefüllten Urlaub kümmert sich die Stadtregierung, die die neuentstandene Situation zur Gänze unter Kontrolle hält...

MEHO: Kleine, wechsele den Sender.

Aus dem Radio ertönt „Sunshine Day“ der Band Osibisa.

Aus dem Kroatischen
von Ines Sauer





ZORAN PILIĆ (Zagreb, 1966) aufgewachsen in Dalmatien sowie Bosnien und Herzegowina, nun wieder zurück in Zagreb. Sein erstes Buch veröffentlichte er im Jahr 2007 und seitdem liefert er alle zwei Jahre einen neuen Titel. Er veröffentlichte die Geschichtsbände *Doggiestyle* (2007), *Nema slonova u Meksiku* („Es gibt keine Elefanten in Mexiko“, 2015), *Kad su Divovi hodali zemljom* („Als Riesen über die Erde wandelten“, 2018), die Romane *Krimskrams* (2009) und *Đavli od papira* („Die Teufel aus Papier“, 2011) sowie den Gedichtband *Dendermonde* (2013).

ZORAN PILIĆ

Es gibt keine Elefanten in Mexiko

DAS ENDE DES SOMMERS

Ich liebte dieses Schwein. Im Unterschied zu allen anderen Schweinen, die ich bis dahin, aber auch danach, gesehen hatte, hatte Laki dieses Etwas – *Personality*. Im späten, späten Herbst im Jahre 1975 schnitten Šomi und ich Kürbisse auf und Laki sah uns dabei aus dem Schweinestall zu und grunzte zufrieden.

Ich weiß, dass das für mich ist, schien er sagen zu wollen, für wen denn sonst, grunz-grunz-grunz!

„Was macht ihr da?“, fragte mein Alter im Gehen, während er Tabak auf seinem Zigarettenpapier verteilte.

„Wir zerstückeln die Kürbisse“, sagte ich, „für Laki zum Frühstück.“

Mein Alter schleckte die bereits zusammengerollte Zigarette ab, nahm sein Zündsteinfeuerzeug aus Messing und starrte in den Himmel, der so schwer vom Regen war, dass die Schornsteine auf den Hausdächern die niedrigsten, schwarzen Wolken bereits leicht einschnitten.

Nach wer weiß wie langer Zeit, zuckte er auf und sagte: „Laki wird morgen in die ewigen Jagdgründe eingehen.“

Šomi und ich standen im Schlamm. Ich konnte meine Augen von jener Axt, die im Baumstumpf steckte, und von

den in Würfel geschnittenen, rundherum liegenden Kürbissen, nicht abwenden. Die Wolken zogen stumm, nicht einmal zwei Meter über unseren Köpfen hinüber, vielleicht nicht ganze zwei Meter, aber so sah das für mich an diesen Tag aus, und genau dieses Bild habe ich heute noch vor Augen: Der Himmel war zum Greifen nah.

Mein Alter stand vor uns, mit seinem Mantel über der Schulter, wie der Genosse Tito, und rauchte, während er auf uns herabblickte. Möglicherweise fragte er sich – werden diese Kinder je größer oder bleiben sie ihr ganzes Leben lang so klein und dürr wie zwei Ratten? Dann schreckte er erneut aus seinem Reptiliennirwana auf und spuckte zur Seite.

„Ins Haus mit dir“, sagte er, „Mutter sucht dich.“

Schon zu dieser Zeit hasste ich es, wenn jemand, irgendjemand, das Wort „Mutter“ benutzte. Ich betrachtete es als eine grobe und obszöne Form des Wortes Mutti oder Mama.

Ich öffnete das zerflederte Buch *Die hundert größten Partien aller Zeiten*, nahm das Schachbrett heraus und stellte die Figuren auf. Zuerst die schwarzen, dann die weißen: die Türme, die Läufer, die Springer, die Dame, den König und zu allerletzt die Bauern.

José Raul Capablanca war und blieb mein Lieblings-Schachweltmeister. Der Größte unter den Großen. Offiziell saß er auf dem Thron von 1921 bis 1927, ungeschlagen und einsam, so einsam wie es nur die großen Champions sein können. Große Champions oder kluge Schweine, die im Schweinestall darauf warten, dass ihre Feinde kommen, um sie zu holen.

Den Weltmeistertitel gewann Capablanca 1921 in seiner Heimatstadt Havanna, als er dem großen Emanuel Lasker eine vernichtende Niederlage zufügte. Vier Siege, zehn

Remis und nicht eine Niederlage. In den darauffolgenden 80 Jahren gewann niemand einen Titel ohne eine Niederlage. An diesem Morgen, der schon lange zurückliegt, irgendwann in den Siebzigern, während Laki nur wenige Minuten von einem gewaltsamen Tod entfernt war, erschien Capablancas überzeugender Triumph wie eine Heldentat, die niemand bis zum Ende aller Tage wiederholen könnte. Nicht einmal der exzentrische Bobby Fischer, während dessen Herrschaft sich all das mit Laki zutrug.

„Bobby? Von wegen...“, sagte der alte Junuz, der beste Schachspieler in der ganzen Straße und einer der besten in der ganzen Stadt. „Ein kapitalistischer Grünschnabel kann einem Kommunisten auf geistigem Gebiet nicht das Wasser reichen.“

Ich zog ein paar Mal und versuchte mich auf die Partie zu konzentrieren, nach der Capablanca mit 2:0 gegen Lasker führte.

Es war noch nicht einmal richtig Tag, da herrschte im Hof bereits eine Hektik wie auf einem Karneval. Im Schweinestall, dessen Umrisse ich kaum erkennen konnte, verlebte Laki seine letzten Momente. Es gab niemanden, der ihm helfen konnte. So viele Menschen im Hof, in aller Herrgottsfrühe – Laki wusste, dass dies kein gutes Ende nehmen würde.

Beim Garageneingang, hinter zwei zusammengestellten, gründlich geputzten Tischen, schärfte unser Nachbar Roso mit blitzschnellen Bewegungen sein dünnes, spezielles Messer, mit dem er dutzende, vielleicht sogar an die hundert Schweine in der ganzen Nachbarschaft geschlachtet hatte. Jeder hatte ein Gebiet, auf dem er der beste war: Šomis Alter konnte selbst die ältesten Fernseher wieder zum Leben erwecken, von Transistorradios gar nicht zu

sprechen – das konnte er mit verbundenen Augen. Mein Alter wusste allein schon anhand des Motorgeräusches, was mit einem Auto nicht in Ordnung war. Der alte Junuz war ein Meister im Schach. Und jener Roso, den rief man, wenn man vorhatte, ein Schwein zu schlachten. Das Schlachten war sein Spezialgebiet, und alle erkannten das an:

„Mensch, wenn Roso das Schwein packt, weiß es nicht einmal, dass es tot ist, so schnell geht das“, sagten die Leute.

Wegen des oftmaligen Schärfens, war das Messer bereits ganz dünn geworden, und je dünner es wurde, desto schneller starben die Schweine. Einen Augenblick bevor der Mörder das Zeichen gab, das Schwein zu holen, fing Laki an zu schreien. Ich hielt mir die Ohren zu und drückte fest meine Augen zu, aber es half nicht. Ich hörte das Schreien und die Hilferufe immer noch. Laki quiekte um Hilfe. Es war klar, dass er nach mir rief – wenn man sich in Not befindet, ruft man seinen besten Freund.

Dann wurde es ganz ruhig, ich öffnete meine Augen – das Schachbrett war umgeflogen, die Figuren lagen überall. Lebe wohl, Laki, lebe wohl, mein alter Freund, sagte ich mir, früher oder später werde ich dich rächen.

Ich erinnere mich an die endlos langen Tage voller stumpfer Langeweile. Šomi und ich waren beide 15 Jahre alt und langweilten uns zu Tode. Manchmal gingen wir in einen anderen Stadtteil, nur um der Eintönigkeit zu entfliehen, und verprügelten irgendeinen Jungen, rein aus Spaß, wir warfen, versteckt hinter einem Damm, Steine auf langsame, auseinanderfallende Autos, die sogenannten Stojadins, Škodas und schwere LKWs, schossen auf Tauben, manch einen einsamen Fischer oder eine Bäuerin auf dem Fahrrad, mit dem Luftgewehr. Letzteres war recht schwer, weil diese

Bäuerinnen ungewöhnlich schnell unterwegs waren, aber auch weil sie einige Kleidungsschichten zu viel trugen, und deshalb erzielten wir oft auch mit einem präzisen Schuss nicht den gewünschten Effekt.

Die schwarzhaarige Emilija, die niemand Emilija nannte, sondern Ema oder Emili, wuchs in diesem Sommer zu einer wahren Schönheit heran. Nachmittags ging sie in den Garten hinaus, setzte sich auf die Bank unter dem alten Maulbeerbaum, las und schrieb von Zeit zu Zeit etwas in ihr Notizbuch. Ich versteckte mich in der dichten Hecke, die zwischen unseren Gärten wuchs, beobachtete sie und verlor dabei manchmal das Zeitgefühl.

Ich stemmte Gewichte und baute so meinen Bizeps, Trizeps, Quadrizeps, meine Bauchmuskeln und meine Brust- und Rückenmuskeln auf. Dabei handelte es sich nicht um echte Gewichte, sondern um improvisierte Vorrichtungen aus Beton, der in große Metalldosen für Motoröl oder gemischten Salat gegossen worden war. Ich weiß nicht, wie das passierte, aber noch im vergangenen Sommer hörte ich bei mickrigen ein Meter sechzig auf zu wachsen. Ich hoffte, dass ich es in den kommenden paar Jahren auf ein Meter fünfundsechzig schaffen würde. Gleichzeitig, tief in mir drinnen, wusste ich, dass das nicht geschehen wird. Ich würde ein Zwerg inmitten von Riesen bleiben – das war mein Schicksal. Und so fing ich an, Gewichte zu heben, Sit-ups zu machen, tollwütig auf den Boxsack einzuschlagen und jeden Tag ein paar Kilometer zu laufen. Ich musste auf irgendeine Art und Weise meine unzureichende Körpergröße wettmachen. Entschlossen im Vorhaben, mich in eine Miniversion von Lou Ferrigno zu verwandeln, trainierte ich fanatisch und ließ nicht einen Tag aus.



„Halte diesen Boxsack“, sagte ich Šomi immer und schlug dann mit der Rechten und Linken mit voller Kraft zu.

Freilich, auch er überholte mich, sie alle schossen in die Höhe und ließen mich um einen Kopf kleiner hinter sich. Šomi war, wie bereits gesagt, mein bester Freund. Seit dem sechsten Lebensjahr, als seine Eltern in unsere Straße zogen, waren wir unzertrennlich. Zwischen unseren Eltern, unseren Vätern, um genau zu sein, herrschte eine Art von Unduldsamkeit. Mein Alter dachte aus irgendeinem Grund, er sei besser als sein Alter. Šomis Alter winkte gewöhnlich schon beim bloßen Erwähnen meines Alten ab und wollte keine Worte verschwenden, aber alles, wie wir später erfuhren, hatte bereits in Novi Sad begonnen, wo sie gemeinsam ihren Wehrdienst abgeleistet hatten. Was genau sich zwischen ihnen zugetragen hatte, das erfuhren wir nie, aber das war auch nicht wichtig, weil niemand Šomi und mir verbot, befreundet zu sein. Er konnte zu uns kommen, ebenso wie ich zu ihnen.

Das letzte Drittel des Sommers, bevor wir in die Mittelschule kamen, brach an. Die fanatischen Trainings fruchteten. Ich hatte mich in etwas Klumpiges verwandelt, was Unbehagen bei den Leuten auslöste. Selbst meine Eltern konnten mich nicht ansehen. Irgendwo las ich, dass es für die Muskelmasse gut sei, Milch zu trinken und möglichst viel Fleisch zu essen. Ich passte meine Ernährung an und setzte meine Trainings fort, die ich, mehr oder weniger, selbst erfand. Bei den verlassenen Bahngleisen fand ich eine große Schiene und schleppte sie in unsere Garage. Die alten Gewichte stellten überhaupt keine Herausforderung mehr dar. Ich stemmte diese superschwere Schiene, von der ich Blutblasen auf den Handflächen bekam.

Zu dieser Zeit verbrachten Ema und Šomi immer mehr Zeit miteinander. Am schwersten fiel mir, dass sie diejenige war, die den ersten Schritt gemacht hatte – ich sah mit eigenen Augen, wie sie ihn zu sich in den Garten einlud. Des Öfteren saßen sie unter dem Maulbeerbaum, süffelten Rosenblütensaft und kicherten. Er musste sich nicht einmal bemühen. Sie kam alleine auf ihn zu, aber von mir, der ich sie aus dem Verborgenen vergötterte, von mir wusste sie nicht einmal, dass es mich gab. Ich fühlte mich wie ein Monster aus dem Moor. Hässlich und unansehnlich. Ein einsamer, aufgepumpter Zwerg, dessen Hände in schmutzigen Bandagen eingewickelt waren.

In mir wuchs etwas Hässliches heran.

Jeden Tag, egal ob Sommer oder Winter, torkelte der Nachbar Roso sturzbetrunken durch unsere Straße. In den letzten paar Jahren wurde dieser Anblick zu einem festen Bestandteil unseres Lebens und niemand beachtete ihn mehr. Er torkelte umher, blieb stehen, stritt mit unsichtbaren Unholden, beleidigte ihre Mutter, weinte, winkte ab und taumelte dann weiter bis zu dem schäbigen Haus, das sich ganz am Ende der Straße befand, abgeschieden von den anderen Häusern, so als ob es mit ihnen nichts zu tun haben wollte.

Um ehrlich zu sein, Roso war nicht so alt wie er aussah, der Schnaps hatte nur seine Haut verschrumpelt und seinen Rücken buckelig gemacht und tiefe Furchen in seinem Gesicht gebildet, was ihn wie ein menschliches Wrack aussehen ließ. Aus weiß der Teufel welchem Grund, begann er ein oder zwei Jahre nachdem er Laki getötet hatte, zu trinken und hatte seitdem nicht mehr aufgehört. Von Zeit zu Zeit sagten uns unsere Eltern, dass wir genau so enden

würden, wie die schlimmsten Säufer, wenn wir uns in der Schule nicht bemühten.

Šomi und ich saßen am Zaun zwischen unseren beiden Häusern. Eine Krähe landete auf einer der Pappeln auf der anderen Straßenseite, krächzte ein, zwei Mal auf und verstummte dann. In der Luft konnte man ganz eindeutig das baldige Ende des Sommers verspüren. Šomi begann, mir etwas über Emili zu erklären.

„Lass das“, unterbrach ich ihn und verfolgte in der Ferne mit dem Blick einen Punkt, der erst ein wenig später eine vertraute Form annehmen wird.

„Bevor alles ein Ende nimmt“, sagte ich und dachte dabei nicht nur an das Ende der Sommerferien und des Sommers selbst, sondern auch an unsere Freundschaft, die sich ebenfalls unvermeidlich dem Ende näherte, „sollten wir etwas Unvergessliches unternehmen“.

„Absolut, lass uns etwas wirklich Großes tun“, stimmte Šomi zu, auch wenn ihm selbst in dem Moment nichts einfiel.

„So machen wir das...“

Und während ich ihm die Details des teuflischen Plans näherbrachte, vergrößerte sich dieser Punkt in der Ferne allmählich und nahm schließlich die menschliche Form unseres Nachbarn Roso an.

„Esse ich etwa dein Brot...“, rief er einem unsichtbaren Jemand zu.

„Ich verkaufe mein eigenes Geld, von daher... also bitte, dir kann es scheißegal sein, tu so als ob es mich nicht gibt.“

In dieser Nacht, kurz nach zehn, taten wir es. Wir schlichen uns ans weit geöffnete Fenster an. Ausbreitet auf der

schmutzigen Couch, und genauso schmutzig angezogen, schlief Roso so tief wie es nur Betrunkene können.

Wir gingen hinein. Der Fernseher lief, überall lagen Kleidungsstücke, Aschenbecher mit Zigarettentummeln, Teller, Töpfe, altes Brot, leere Weinflaschen und in ihnen noch weitere Zigarettentummel, auf der Wand waren zwei Bilder – Roso, so wie er mal ausgesehen hatte und eine junge, hübsche Frau, die vor langer Zeit aus seinem Leben verschwunden war, und ein zweites, mit den Gesichtern der Jungfrau Maria, Josef und des kleinen Jesus.

Wir setzten das Haus am Ende der Straße an einigen Stellen in Brand, und gingen dann zum See hinunter, den alle jedoch Sumpf nannten. Šomi zündete sich eine von Rosos Zigaretten an.

„Nimm dir auch eine.“

Ich lehnte ab, so wie es jeder andere Bodybuilder machen würde, aber als ich sah, wie seine Hand leicht zitterte und wie er selbst anfang zu brechen und einzustürzen, als wäre er aus Reisig, nahm ich auch eine.

Ihn schickten sie in eine, und mich noch weiter, in eine andere Besserungsanstalt. Ich kannte ihn in- und auswendig und konnte damit rechnen, dass Šomi alles zugeben wird. Er hat nie etwas verraten, von all den Dummheiten, die wir im Leben gemacht hatten – nie eine einzige – aber das mit Roso war zu viel.

Ich weiß nicht, was sie ihm in der Anstalt angetan hatten. Schlimme Dinge. Sie hatten ihn eines Wintermorgens erhängt im Kesselraum gefunden. Das erfuhr ich erst, nachdem ich entlassen worden war. Niemand sagte mir Bescheid, niemand wollte etwas mit mir zu tun haben. In der Besserungsanstalt fertigte ich Büromöbel an. Im letzten, dritten Jahr, stellten wir Schachfiguren her und das war toll.

Erst in 2000 wird Vladimir Kramnik Kasparov mit einem Score von zwei Siegen, dreizehn Remis und null Niederlagen übertreffen, aber das war keinem mehr so wichtig. Außer vielleicht Kramnik selbst, seinen engsten Verwandten und vereinzelt Freunden. Die heutige Welt schert sich nicht mehr um Schach.

Aus dem Kroatischen
von Michael Zatarev



PICK'N'ROLL

Ich sitze über diesem Blatt Papier sicher schon eine gute halbe Stunde. Ich weiß selbst nicht, wo ich anfangen soll. Irgendwie erscheint es mir, dass wir, die Mitte der siebziger Jahre geboren wurden, vielleicht die erste Generation sind, die sich mit dem Schreiben von Briefen nicht wirklich zurechtfindet.

Lass mich dir nur was über die Comics sagen – hier verfolgen wir alle deine Eroberungen des Westens, Erfolge, die du mit dem ersten und jetzt auch mit dem zweiten Album geschafft hast und ich kann dir sagen, die Menschen freuen sich. Selbst jene, die nie etwas freut. *Slavonija* war ein Quantensprung! Man sieht einen großen Fortschritt. Slaven meint: Ich weiß nicht, womit sie ihn dort in Paris füttern, aber was auch immer es ist – es stärkt den Organismus.

Ehrlich, ich bin überrascht, dass du dich noch an die Geschichte erinnern kannst, die ich dir vor so langer Zeit erzählt habe, genauso wie an den Wunsch, dass du aus diesem Material ein Drehbuch machen willst. Keine Frage, ich werde dir helfen, so gut ich kann, mach dir darum keine Sorgen. Irgendwann 1995 oder 1996, ich bin mir nicht ganz sicher, habe ich alles zu Papier gebracht, aber leider nicht auf echtes Papier, sondern auf dieses Computerpapier. Ich sage leider, denn später, als ich wegen der Arbeit den ersten Macintosh gekauft habe, gab ich den alten Computer meinem Alten. Und stell dir vor: Mir fällt meine Geschichte wieder ein und ich denke mir, ich mache etwas daraus oder speichere sie zumindest auf einem Stick und mein smarterer Alter meint: Ah herrje, das habe ich, mein Sohn, alles in diesen Papierkorb geschmissen.

Und jetzt pass auf, was der Grund war: Er wollte das Desktop sauber machen. Warum? Ich frage, warum, woher

auf einmal dieser pedantische Anfall, du Unglücksseeliger, bist du von allen guten Geistern verlassen? Er konnte nicht mehr, sagt er, diese Unordnung auf seinem Bildschirm ertragen. Auf Anhieb werde ich wütend, aber später fühlte ich mich irgendwie erleichtert. Ich denke mir, das ist augenscheinlich das Schicksal dieser Geschichte, gelöscht zu werden. Das ist schweres Gepäck, aber bitte, nach vollen zwanzig Jahren ziehst du sie auf einmal aus dem Sumpf hervor. Wenn das schon so ist, kann ich nicht anders als auf den *Gedächtnisspeicher* zuzugreifen.

Das war Ende April 1992. Also vor genau zwanzig Jahren. Meine Mutter und Schwester sind bereits in Zagreb. Sie sind zu Onkel und Tante zur Hochzeit gefahren. Ihre Tochter heiratet und von wegen: Ihr müsst kommen, Himmel Herrgott nochmal. Und sie sind hingefahren. Es gehört sich so. Jedoch ändert sich die Situation an der Front von Stunde zu Stunde. Und auch dem letzten Naivling wird klar, dass es Krieg geben muss. All das Gerede darüber, dass ein Krieg in Bosnien unmöglich sei, weil, naja, Bosnien eben so ist, das Herz Jugoslawiens, jeder kommt mit jedem aus und wenn hier etwas beginnen würde, gäbe es ein Blutbad – das ist alles ins Wasser gefallen. Gerade weil es das Herz ist, muss es Krieg geben, denn wohin soll das Messer sonst, wenn nicht ins Herz. Ich weiß nicht, wer bei welcher Gelegenheit gesagt hat: Wenn sich nur fünf Prozent der Menschen in einem Gebiet für Krieg aussprechen, dann ist das eine beschlossene Sache. Aber das weißt du auch selbst alles, also gibt es keinen Grund, uns mit dem breiteren Bild zu beschäftigen. Natürlich hatten wir zu dieser Zeit sehr viel mehr als diese fünf Prozent.

Während alles um mich herum brodelte, die Gewehre poliert, Messer geschliffen werden, zerbreche ich mir, wie

jeder Sechzehnjährige, nicht viel den Kopf darüber. Mein Alter sagt mir noch am Morgen: Heute gehst du, es ist alles vorbereitet, und ich so, ach, keine Chance, ich gehe nirgendwo hin. Du gehst – ich gehe nicht – du gehst – ich gehe nicht, es ist fast Mittag, er ist bereits außer sich, legt meine Sachen in die Tasche und ich bin am Telefonieren. Gerade dieser Tage hatte ich angefangen mit einer gewissen Milena anzubandeln, wir riefen uns gegenseitig an und so, ich rede mit ihr und schenke meinem Alten keine Aufmerksamkeit. Milena, meine Freundin, du riechst nach Äpfeln...

Hör auf zu telefonieren, Himmel, Arsch und Zwirn, Josip wartet auf uns, hier im Wagen vor dem Haus! Geht's dir noch gut!?

Ich erinnere mich nicht, dass ich jemals zuvor oder danach meinen Alten „Arsch“ oder etwas Ähnliches in diesem Stil sagen hörte. Milena, meine Freundin, wenn wir uns früher getroffen hätten – ich begreife, dass es wirklich so weit gekommen ist. Ich verlasse Banja Luka, bis sich die Situation beruhigt und mein Alter bleibt, und falls alles in Ordnung sein wird, werden wir leicht aus Zagreb zurückkehren.

In der Jacke, sagt er, hast du dreihundert Mark eingenäht, aber rühr das nicht an, außer wenn dir das Wasser bis zum Hals steht. Wenn alles nach Plan verläuft, gib Mama das Geld.

Hast du genäht?

Ich, meint er, wer sonst? Gehen wir, Abmarsch!

Und dann erinnert er sich, warte, und nimmt zwei-drei Puppen von der Schwester, irgendwelche Barbiepuppen, legt sie auf meine Sachen und fertig waren wir. Wir sitzen im gelben Zastava Skala des Nachbarn Josip: Er schweigt, fährt, mein Alter neben ihm – er schaut nach vorne und ich, hinten zusammengekauert, versuche das Ausmaß dessen, was geschieht, zu begreifen. Wir fahren in Richtung

Mahovljani, denn dort ist der Militärflughafen, der von der Stadt ungefähr fünfzehn Kilometer entfernt ist.

Hör mir zu, mein Alter dreht sich um, du fliegst jetzt mit dem Militärflugzeug Richtung Batajnica und von dort aus werdet ihr nach Belgrad überstellt. Es sind noch ein paar andere dabei, mach dir keine Sorgen, alles wird gut. Wenn sie dich also fragen, wohin du gehst, sagst du ihnen nicht, dass du nach Lendava fährst, sondern antwortest schön und gelassen, dass du zu den Živićs nach Niš fährst, kapiert?

Welchen Živićs?

Es gibt keine Živićs, Kind, hallo, gibt es nicht, das ist nur eine Geschichte, im Fall, dass sie anfangen dich auszufragen. Diese Barbiepuppen sind quasi ein Geschenk für die Tochter des alten Živić. Ein Mädchen von, ich weiß nicht, sechs Jahren. Glotz nicht in der Gegend herum, hör zu, wenn ich mit dir rede, Details, Details, Details. Wenn du dir etwas ausdenkst, musst du so viele Details wie möglich haben...

Aber doch nicht zu viele, das ist auch nicht gut, meldet sich Nachbar Josip.

So ist es, der Mann hat Recht, Details – ja, aber übertreib nicht, weil sie stutzig werden, wenn du zu viel daherschmückst. Improvisation, Gelassenheit und Realisierung, wie beim Basketball.

In Mahovljani sind bereits erste Anzeichen der Anspannung zu vernehmen, ich spüre, wie nervös ich bin. Frauen, Kinder, alte Menschen – alle schweigen und warten vor der Schranke. Und auf der Rampe kontrollieren zwei Männer in Uniformen Dokumente, einer in Tarnuniform und der andere in der gewöhnlichen Militäruniform.

Wohin willst du, junger Mann? Wie alt bist du? fragt der in der einfarbigen Uniform.

Sechzehn.

Sechzehn, ach? So ein Riese und dann sechzehn Jahre, wie groß bist du?

Eins fünfundneunzig.

Gib mir irgendwelche Dokumente und die Bestätigung, dass du nicht wehrpflichtig bist.

Während der Alte zackig den roten Reisepass und die Bestätigung herausholt, erblicke ich auf der anderen Seite der Schranke Siniša. Wir sind zusammen von der fünften bis zur achten Klasse zur Schule gegangen. Er steht dort mit seiner Mutter. Ich warte, um zu sehen, ob er in meine Richtung schauen wird, damit ich mich hallo sage.

Er sieht nicht her.

Wohin fährst du dann?

Bis Belgrad.

Und weiter?

Er fährt nach Niš zu einem meiner Kumpel aus der Armee, meint mein Alter.

Tasche öffnen. Was für Puppen sind das?

Ein Geschenk, sage ich, für die Tochter von Papas Kumpel Živić.

Aber warum sind sie nicht in den Schachteln?

Eine ausgezeichnete Frage, denke ich mir und schiele zum Alten.

Sie würden nicht in die Tasche passen, wenn sie in den Schachteln wären, wissen Sie, wir haben es versucht.

Der Soldat hält die Puppe. Er betrachtet sie nachdenklich, als wäre ihm selbst bewusst, dass das mit den Schachteln nicht möglich wäre.

Spielst du Basketball? fragt der Soldat in Tarnuniform.

Spiele ich, antworte ich.

Mein ganzes Leben fragen mich Menschen, ob ich Basketball spiele. Aufgrund meiner Größe, aber so geht es auch

dir. Wie groß bist du, 198? Ich weiß nicht, ob das auch so in anderen Ländern ist, ob man dort, in Frankreich, große Leute fragt, ob sie Basketball spielen. Bei uns ist das normal.

Ich verabschiede mich von meinem Alten. Wir hielten es kurz und stellten uns ein wenig ungeschickt an. Als wäre das alles, meine Abreise und sein Verbleib, etwas Normales, Gewöhnliches, aber in Wirklichkeit können wir nicht weiter von normal entfernt sein, als wir sind. Ich beobachte ihn auf der anderen Seite, zwischen uns sind nicht nur jene Soldaten und die Schranke, zwischen uns ist die ganze Welt, alle Kanonenboote, Gestapo-Darth-Vaders, die Berliner und die Chinesische Mauer, vollgespickt mit Maschinengewehren, zwischen uns ist Stacheldraht, eine Meute deutscher Schäferhunde, aber dann geschieht etwas Ungewöhnliches, mein Alter reicht den zwei Männern seine Dokumente und marschiert problemlos durch all das und da ist er, auf meiner Seite.

Ich dachte mir, sagt er, damit wir noch ein bisschen zusammenbleiben, bis ihr losfahrt, sagt er.

Auf einmal kommt alles zusammen, die Flut erhebt sich über das Herz und fängt an mich zu erdrosseln, ich kann das doch jetzt nicht, sage ich mir und kämpfe, schlucke den ersten Schwall herunter, aber hinter ihm schwillt ein noch größerer an und in diesem ertrinke ich doch noch. Ich wende meinen Kopf ab, wische mir die paar Tränen weg, das ist nichts, irgendeine Allergie, es ist Frühling.

Wir verabschieden uns noch einmal und mein Alter verschwindet nun definitiv – im Grunde genommen gehe ich und er bleibt.

Sie reihen uns, etwa fünfzig Zivilisten, in eine Reihe, jeweils zu zweit, wir steigen in den Flieger. Das ist kein gewöhnlicher Flieger, sondern ein Transportflugzeug, im bes-

ten Fall irgendwann in den Sechzigern in der Sowjetunion gebaut. Im Inneren halbdunkel, alles aus Eisen, es gibt weder normalen Sitzplätze noch einen Gang in der Mitte, wir betreten diese Höhle und dort, statt Stewardessen – sieben oder acht Tschetniks in hellblauen Uniformen. Bärte, Kokarden und diese hirnrissigen, hellblauen Uniformen.

Sie schauen uns so nebenbei an, sie wissen das, was auch wir wissen, sie wissen, dass wir es wissen und wir wissen, dass sie es wissen, klar, es gibt keinen Grund für eine Diskussion. Wir schweigen von Anfang an, die Kinder betrachten die Tschetniks, die Mütter wenden ihnen diskret den Blick ab.

Höchstens vierzig Minuten und sind wir in Batajnica, sagt einer der Tschetniks, an niemanden gerichtet, sondern eher so, um das Eis zu brechen.

Das Flugzeug hebt ab, was uns alle verwundert. Und es freut dich und freut dich nicht, weil es ein unnatürliches Gefühl ist, in so etwas zu fliegen. Als wärst du in irgendeinem alten Gebäude, das auf einmal, aus heiterem Himmel, abhebt. Während wir in die Höhe steigen, rollt ein Kind über den Boden und der letzte Bärtige streckt die Hand aus und hält es auf.

Die Mutter erblasst.

Lass ihn da, meint er, er stört nicht.

Das Gebäude fliegt, senkt sich dann, fällt fünfzig Meter, hebt sich wieder mit Mühe und wiederholt das Manöver immer wieder. Mein Magen dreht sich um.

Der Alte neben mir schüttelt den Kopf. Ich habe gewusst, dass wir draufgehen werden, na, scheiß drauf, flüstert er.

Jener Kleine, der über den Boden gerollt ist, schaut verwundert um sich.

Seid ihr Tschetnikos? fragt er auf einmal laut.

Adis! ruft die Mutter.

Die Tschetniks lachen. Die Frau ergreift das Kind und zieht es mit sich.

Kinder sind Kinder, meint der Alte.

Plötzlich verlieren wir an Höhe. Wir sinken gute hundert Meter, rauf-runter, rauf-runter, ich wische mir den Schweiß von der Stirn.

Ist dir übel, willst du eine Tüte? fragt der Tschetnik mit schwarz-weißem Bart.

Nein, nein, ist in Ordnung.

Ich bin auch kein Freund vom Fliegen, sagt er, aber was sein muss, muss sein.

Zur allgemeinen Begeisterung und trotz aller Erwartungen landet die alte sowjetische Klapperkiste auf der Piste. Da sind wir in Batajnica und das ist erneut ein Militärflughafen in der Nähe Belgrads. Auf den Gesichtern der Menschen zeichnete sich stilles Glück ab – ein Augenblick oder zwei und er verwandelt sich erneut in Besorgnis – ein Gefühl das immerhin dominiert. Etwas von diesem ansteckenden, kurzlebigen Glück überträgt sich auch auf mich und ich biete einer Frau an, ihr den Koffer zu tragen, die unter dem Gewicht ihres Gepäcks kaum gehen kann und noch dazu zwei kleine Kinder hinter sich herzieht.

Der Koffer ist schwer, Scheiße, aber jetzt, da ich ihn schon genommen habe – muss ich das erledigen. Wir gehen auf einer großen Piste Richtung Bus. An der Spitze der Kolonne erblicke ich zum zweiten Mal Siniša. Er will hier, in Belgrad, zu seiner Familie. Seltsam, aber so ist es nun mal geschehen, dass wir den ganzen Weg kein Wort miteinander gewechselt haben. Er ist heute, wie ich höre, in Schweden.

Auf einmal eilen alle, laufen, die Frau dreht sich um, nimmt von mir ihren Koffer und stürzt sich mit den Kin-

dern in den Bus. Gerade als ich meine Tasche hineinwarf – fuhr der Bus los, und ich blieb alleine auf der Piste. Ich stehe ungläubig auf einer Million Quadratkilometer offenen Feldes des Flughafens in Batajnica und sehe zu, wie mein Koffer ohne mich nach Belgrad fährt.

Ich weiß nicht warum – ich schließe die Augen, als ob ich auf diese Weise ein Wunder vollbringen könnte.

Steig ein, deinetwegen habe ich Ausgang bekommen, komm schon.

Hier das Wunder! Ein neuer Bus steht vor mir. Leer. Nur der Fahrer und ich.

Aus den Lautsprechern am Bahnhof, als möglicher Soundtrack für uns alle, die vielleicht für immer aus ihren Städten gehen, ertönt das Lied von Garavi sokak¹:

*Skeledžijo, skeledžijo
prevezi me preko*

...

*Skeledžijo, skeledžijo
sneg će skoro pasti,
s kim ću onda, s kim ću onda
bele konje krasti²*

Nach Lendava erst in zwei Tagen, sagt mir die Frau am Schalter.

In zwei Tagen?

Und das ist auch fraglich, also hör zu, Kind, es geht jetzt ein Zug Richtung Budapest. Warte nicht, morgen können sie die Grenzen schließen, was machst du dann.

¹ Akustik-Pop-Band aus Wojwodina, deren Musik Ethno-Elemente trägt. *Skeledžija* ist eines ihrer bekanntesten Lieder.

² Fährmann, Fährmann | bring mich nach drüben... | Fährmann, Fährmann | Schnee wird es bald geben | mit wem werde ich dann, mit wem werde ich dann | weiße Rosse stehlen



Und so, mein Freund, ohne viel darüber nachzudenken, mache ich mich auf den Weg nach Budapest, die ausgemachte Route verlassend, vom besprochenen Plan abweichend, nach dem ich zur ungarisch-slowenischen Grenze musste, wo ich dann darauf gewartet hätte, dass man mich mit dem Auto abholt. Und warten muss man, weil die Slowenen einen ohne, ich weiß nicht welche speziellen Papiere und Passierscheine nicht mehr auf ihr Territorium ließen.

Und bis heute, wenn mich jemand fragt, wie ich nach Zagreb gekommen bin, sage ich: von Belgrad bis Budapest mit dem Zug und von dort mit der Eisenbahn nach Zagreb.

In jenem Moment, als wir Richtung Budapest losfahren, kommt mir in den Sinn, dass von nun an niemand mehr weiß, wo ich bin. Zum Telefonieren blieb keine Zeit und Handys, wie du selbst weißt, gab es im Frühjahr 1992 noch nicht. Zum ersten Mal an diesem Tag, der ohne Zweifel der längste Tag meines Lebens ist, verspüre ich Hunger. Ich bin mir fast sicher, als wir in Mahovljani gewartet haben, dass mein Alter in einem Augenblick erwähnt hat: Du hast ein Sandwich in der Tasche. Dann ist es auch jetzt dort, denke ich mir, in der Tasche, ohne die ich fast geblieben bin und die dann, wie in einer filmreifen Verfolgungsjagd, mit dem zweiten Bus gekommen ist. Jedoch bin nicht nur ich hungrig.

Während wir Belgrad verlassen und Richtung Wojwodina fahren, beschwert sich ein Junge im Abteil bei seiner Mutter: Ich bin hungrig.

Die zwei sitzen in ihrem Eck und ich in meinem beim Gang. Hörst du mich, ich will etwas essen.

Ich habe nichts, flüstert die Frau, ich kann nicht zaubern. Gedulde dich.

In Gedanken verabschiede ich mich von meinem Sandwich, öffne die Tasche, ertaste ihn an der Seite, in einer

Folie, auf nimmer Wiedersehen, mein Sandwich, es war uns nicht vergönnt. Adieu, sagt das Sandwich. Und auch ihm tut es leid, aber so ist das Leben.

Hier hast du ein Sandwich, Junge.

Der Kleine streckt die Hand aus und die Mutter schlägt ihm blitzschnell auf die Finger.

Kommt nicht in Frage, sagt sie, er quengelt nur.

Er soll nur nehmen, ich habe gerade eben gegessen, keine halbe Stunde her.

Nach noch ein wenig Hin und Her stimmt die Frau unwillig ein. Wie sagt man? stößt sie den Kleinen.

Danke.

Und wehe, du willst das jetzt nicht essen. Er ist immer so, erfindet Blödsinn, aber es liegt auch an mir. Wäre ihm der Kopf nicht angewachsen, würde er ihn verlieren. Wohin fahren Sie?

Bis Budapest. Sie müssen mich nicht Siezen.

Ah, Sie müssen auch mich nicht Siezen. Zu Ihrer Familie nach Budapest oder fahren Sie weiter?

Ich fahre weiter, nach Amerika, man hat mich in die Boston Celtics gedraftet.

Aha... was hat man gemacht?

Mich in die NBA Liga gedraftet. Basketball, einen Profivertrag unterschrieben. Das heißt nicht, dass ich sogleich spielen werde, aber ich werde mich bemühen. Es braucht nur Wille und Geduld. Basketball ist mein Leben. Es ist nicht nur als Lebensunterhalt, ich liebe einfach das Spiel.

Halten wir hier für einen Moment. Nicht einmal heute, nach zwanzig Jahren, ist mir klar, warum ich diese Frau bezüglich der Celtics angelogen habe. Ich glaube, dass ich vor allem mich belogen habe. Mir hat die Geschichte gefallen, und nicht nur das – ich sehe mich in diesem Moment

klar im grünen Trikot der Boston Celtics, für die an meiner Stelle ein Jahr später Dino Rađa unterschreiben wird. Ich sehe mich weit weg von Banja Luka, Belgrad, Zagreb, fernab von Europa und all dem. Ich hätte lügen können, dass ich zu Cibona gehe, aber nein, für meine Fantasie war das zu nahe und die wollte so weit weg wie möglich. Auf jeden Fall war das ein gutes Gefühl, sogar so gut, dass ich für einen Augenblick den Hunger vergessen habe.

Also, Junge, alle Achtung, sagt die Frau.

Ah, das ist nichts, wissen Sie, ein Job wie jeder andere.

Wir klettern langsam die Landkarte nach oben. Es ist schon dunkel, irgendwo habe ich zwei Stunden verloren. Wo? In Mahovljani, denke ich, wir haben fürs Einsteigen viel länger gebraucht, als es dort ausgesehen hat.

Auch wenn der ganze Weg, ich würde sagen, ein klassisches Wettrennen gegen die Zeit war – zur ungarischen Grenze fahrend, zur Ziellinie im Norden, erschien mir die Zeit auf einmal als etwas vollkommen Belangloses. Sie vergeht ohnehin so, wie es ihr passt. Ich bin hier unwichtig, eine gewöhnliche Ameise in einer Walnussschale inmitten des weiten Meeres, nicht mehr.

In Indija, irgendwo auf halbem Wege zwischen Belgrad und Novi Sad, kommt eine Bäuerin hinein. Ein breites Lächeln und ein großer geflochtener Korb voller Essen. Eine engelsgleiche Erscheinung in einer nicht ansatzweise engelsgleichen Nacht, die sich über das flache Land legt und die Welt vor den Blicken verdeckt.

Seid ihr hungrig, also jeder ein Stück paniertes Hühnerfleisch auf Banater Art, Fladenbrötchen mit Grammeln und es gibt Mohnstrudel. Wir leisteten keinen Widerstand. Ich erinnere mich an dieses Hühnerfleisch und den Strudel voller Mohn, als wäre es gestern gewesen.

Diese ganze Odyssee ist mir fast bis ins kleinste Detail ins Gedächtnis gebrannt. Ich erinnere mich nicht mehr so genau daran, was davor oder danach geschehen ist, aber die Reise von Banja Luka bis Zagreb über Belgrad und Budapest ist unvergesslich geblieben.

Jedoch nur, weil man sich an einige Geschehnisse klar erinnert, bedeutet das nicht, dass sie auch tatsächlich passiert sind. Die Situation mit Larry Bird, über die ich beabsichtige zu schreiben, weil sie in der Abfolge der Chronologie folgt, würde ich in den engen Raum zwischen Realität und Fantasie einordnen. Das ist eine Zwischenwelt, ein Transithafen, die von Gespenstern aus beider Welten bewohnt wird.

Ein wenig von Hühnchen und Mohn benommen will ich mich nicht einmal einem flüchtigen Schlaf hingeben, bis wir in ungarisches Territorium kommen, und gehe deshalb auf den Gang, um mir die Beine zu vertreten. Bis zu diesem Moment sagt mir mein innerer Orientierungssinn, dass wir uns in Richtung Norden, nach Subotica, bewegen. Ich gehe in den engen Gang hinaus und alles dreht sich und ich bin davon überzeugt, dass wir aus irgendeinem Grund gen Süden eilen. Gut, denke ich mir, das ist nichts Ungewöhnliches, es passiert schon mal, dass wir unter bestimmten Umständen unser Raumgefühl verlieren. Ich bin noch nie durch die Wojwodina gereist, daher ist es leicht möglich, dass man in diesem Flachland alle Himmelsrichtungen durcheinanderbringt.

Ich öffne das Fenster ein wenig. Angesichts der Tatsache, dass wir uns nicht gerade mit Lichtgeschwindigkeit fortbewegen, kann ich klar Umrisse in der Nacht erkennen. Um die barhäuptige Baumkrone herum tanzen Glühwürm-

chen. Dieser Anblick ist, überraschenderweise, kein beruhigender. Ihre Bewegungen wirken ein wenig hysterisch, irrsinnig. Es gab noch etwas Ungewöhnliches an diesem Bild, und später, als ich die ganze Strecke zum ersten Mal in Gedanken durchgegangen bin, begriff ich, was es war – an den Ästen der Bäume war nicht ein einziges Blatt, was mehr als seltsam war, denn, wie ich gesagt habe, der Frühling war bereits in vollem Gange.

Wie groß bist du?

Ich drehe mich um, und bemerke da erst, dass sich nicht einmal einen halben Meter weiter der möglicherweise einzige Fahrgast befindet, der um gute zehn Zentimeter größer ist als ich. Fünfunddreißig, sechsunddreißig Jahre alt, strohfarbenes Haar, unrasiert, trägt er einen schwarzen Mantel, der ihm bis unter die Knie geht. Wo habe ich dieses Gesicht schon einmal gesehen? Na klar doch – das ist Larry Bird! Oder, noch wahrscheinlicher, sein balkanischer Doppelgänger.

Warte, sag es mir nicht... Ein Meter fünfundneunzig.

So ist es, sagte ich.

Zwei null sechs, er reicht mir die Hand als ob er sich vorstellen würde, als ob 2-0-6 sein Name wäre.

Larry, nennen wir ihn so, schaut den Gang auf und ab und öffnet den rechten Teil seines Mantels. Hör zu, heute ist dein Glückstag, ich werde dir eine sehr gute Damenuhr um ein Drittel günstiger verkaufen. Kauf sie deiner Freundin als Geschenk. Hast du eine Freundin?

Aus dem Futter seines Mantels glänzen Armbanduhren verschiedener Formen und Größen, aber dieser Glanz erscheint mir irgendwie unecht.

Ich habe keine Freundin, nichts Ernstes, habe ich gesagt.

Ist nicht schlimm, sagt Larry überschwänglich, in deinem Alter dachte ich, dass ich nie im Leben eine nackte Frau sehen würde. Der Witz daran ist, dass du nackte Frauen sehen wirst, und einige von denen werden dich verarschen, oh ja, sie werden dir den Verstand rauben, dann werden andere kommen, die dich lieben werden und all das, aber du wirst sie nicht lieben, verstehst du? So ist das Leben, am Ende, wenn du Glück hast – kommt die Richtige. In der Zwischenzeit, kauf dir eine Uhr, schau dir dieses Baby an – eine Rolex, das neueste Modell, kauf sie deinem Alten, ha?

Es tut mir leid, wirklich, ich habe es gerade nicht mit dem Bargeld.

Schon klar, schon klar, du weißt ja, wie man sagt – möchtest du in interessanten Zeiten leben, und hier sind wir, inmitten dieses Strudels, es könnte nicht interessanter sein, nur dass wir das nicht wollen. Ich verstehe die Situation, du denkst – dies ist nicht die Zeit für Luxus, stimmt's? Du irrst! Gerade jetzt ist es Zeit für die schönen Dinge, außerdem, ich bin ein Gentleman. Ich will dich nicht ausrauben. Ich verkaufe dir die Rolex um einen Spottpreis. Ich verliere hier bares Geld, und, um genau zu sein, Freundchen, raubst du mich aus. Du bist ein gerissener Spieler, ein Junior, mit allen Wassern gewaschen. Deine Verteidigung grenzt an Foulspiel, so muss es auch sein, du darfst keine Gnade zeigen. Das, was du jetzt durchmachst, wird dich für dein Leben prägen. Du befindest dich im Block und wartest auf diesen Sekundenbruchteil, den Moment, in dem du hinaushuschen, dich freilaufen und den Spielzug zu Ende bringen kannst. Pick'n'Roll, Junge, alles dreht sich um dein Verständnis für Raum und Zeit in dem Augenaufschlag. Leben oder Tod, Licht oder Dunkelheit: alle Trainings, Dunkings, Würfe von der Dreipunkte-Linie aus, alle Nie-

derlagen und Siege, alle persönlichen Fehler, technischen, Doppelschritte und Korbleger, Hoffnungen und Enttäuschungen – all das wird Platz finden in einem einzigen Spielzug. Wenn nichts Anderes, wirst du am Ende dieses Weges, wo auch immer er enden möge, mehr über dich erfahren, als alles, was du dir hättest erträumen können. Mein letztes Angebot: Falls wir einen Deal abschließen, was dieses famose Stück Ticktack betrifft, werde ich dir den verrücktesten Kartentrick zeigen, eine Spitzensache. Also, Bursche, siehst du dich als Besitzer der Uhr aller Uhren, ist dir klar, dass das ein Rolls Royce unter den Uhren ist?

Larry redet wie ein Wasserfall, wedelt mit der Uhr vor meinen Augen herum, nimmt Kartendecks heraus, spreizt seine unglaublich langen Finger, tanzt und hüpfert herum wie in Trance. Allein diese Vorstellung verdient einen Preis, und ich höre ihm zu, schaue zu, wie er wie eine Neujahrs-Wunderkerze verbrennt, und, irgendwie widersetze ich mich dem Wunsch, die Jacke aufzuschlitzen, die dreihundert Mark herauszunehmen, zwei, drei Imitate zu kaufen und paar phänomenale Tricks zu lernen. Ich sage es dir ganz ehrlich, heute tut es mir leid, dass ich das nicht gemacht habe.

Du hast mir das Herz gebrochen, Junge, aber ja, nichtsdestotrotz wünsche ich dir alles Glück dieser Welt und eine ruhige Hand. Und natürlich, dass du dort ankommst, wohin du aufgebrochen bist. Merke dir eines – all das hier wird zur Gesamtstatistik gezählt, und alle, sowohl du als auch ich, alle werden wir genau das bekommen, was wir verdienen. Nicht mehr und nicht weniger.

Ungefähr zehn Minuten bevor wir am Grenzübergang halten, spüre ich erneut diese eine Anspannung, Unruhe

und die Nervosität unter den Fahrgästen. Ich überprüfe, ob alle nötigen Dokumente da sind, und alle sind da außer einem. Dem wichtigsten, dem auf der Schreibmaschine getipptem und mit Korrektor verschmiertem – dem Dokument, welches bestätigt, dass ich nicht wehrdienstpflichtig bin. Ich überprüfe alles noch einmal, dann erneut, durchstöbere alles, weiß aber, dass es nichts bringt. Ich werde es nicht finden. Es konnte nicht alles glatt laufen. Keinesfalls.

Mein Schutzengel ist für ein paar Augenblicke eingeknickt (oder ist aufs Klo gegangen oder hat mit anderen Schutzengeln gequatscht) und alles ist automatisch in Richtung einer möglichen Katastrophe gekippt. Ich erwäge meine Möglichkeiten. Welche Möglichkeiten, fragst du? Das habe ich mich auch gefragt.

In die Nacht hinausgehen und zu Fuß (oder auf allen Vieren) in Richtung Gelobtes Land gehen? Sich die Freiheit des Grenzübertrittes für dreihundert Mark erkaufen?

Wenn ich doch zumindest meinen Alten anrufen könnte – er würde eine Lösung finden, aber das ist nicht möglich. Mein Alter ist in Banja Luka, in dem leeren Haus, sitzt wahrscheinlich beim Telefon und wartet. Meine Alte wartet in Zagreb. Die serbischen und alle anderen Polizeitruppen der Welt sind an der Grenze – und warten. Sie werden mich irgendwo hinbringen, mir eine Uniform drüberziehen und ab auf den Kriegsschauplatz. An die vorderste Front. Eine Kugel mit meinem Namen, schön leserlich eingraviert auf der Oberfläche aus Messing, wartet. Übermüdet von finsternen Gedanken, dem Anblick des Verfalls, der Not und des Chaos, falle ich in einen Zustand der Erstarrung.



IVICA IVANIŠEVIĆ wurde 1964 in Split geboren. An der Philosophischen Fakultät machte er einen Diplomabschluss in Soziologie. Er war als Journalist für die Sonntagsausgabe *Nedjeljna Dalmacija* des Tagesblattes *Slobodna Dalmacija* und die satirische Wochenzeitung *Feral Tribune* tätig, heute noch arbeitet er als Kommentator bei *Slobodna Dalmacija*.

Zu Ivaniševićs Werken gehören: *Smoje – Biografija* („Smoje – eine Biographie“, 2004), der Essayband über Comicbücher *Sto mu jelen-skih rogova* („Bei hundert Hirschgeweihen“, 2004), in Zusammenarbeit mit Ante Tomić *Krovna udruga i druga drama* („Dachverein und das andere Drama“, 2005), gemeinsam mit Renato Baretić *Split za početnike – abeceda grada* („Split für Anfänger – ein Stadtalphabet“, 2015) und ein Band mit Kurzprosa *Ulaz za djecu i vojnike* („Eintritt für Kinder und Soldaten“, 2015).

Außerdem schreibt er Texte und Drehbücher für Film und Fernsehen. Als Gitarrist trat er in Begleitensembles des Gipsy-Swing-Virtuosen Stochelo Rosenberg auf sowie des Countrysängers Ante Tomić.

IVICA IVANIŠEVIĆ

Eingang für Kinder und Soldaten

COUNTDOWN

Ich war, keine Ahnung, sieben, acht, neun Jahre alt... Es war Sommer, wir brannten wie Stroh. Wenn ich ging, hatte ich Angst, dass der Asphalt mich verschlucken würde, als ich ihn erblickte. Eigentlich eher hörte: Die Nägel an seinen Absätzen wie sie klackern, schlurfen, wieder klackern... Er war vertrocknet, zerknittert, verknorpelt, wie ein alter Olivenbaum, in einem mindestens zwei Nummern zu großen Anzug. Unsere Blicke kreuzten sich, seiner wässrig, abwesend, leer, langsam, meiner verspielt, mal hierhin mal dahin, zwei Diskokugeln in den Augenhöhlen.

Stell dir vor, dass uns einer austauscht, dachte ich. Dass sie mich verschrumpeln und ihn aufblasen. Dass er sieben, acht, neun Jahre alt wäre, und mir nicht einmal so viele übrigbleiben.

Alles, was danach geschah, war ein Countdown bis zu dem Tag, an dem mich der Blick eines unbekannten Jungen erschrecken würde.

PERSÖNLICHES EINKOMMEN

Wenn Mama ihr Gehalt bekommt... Dieser Satz prägte meine Kindheit. Es gab keine Kreditkarten, daher konnten sich

die Eltern leicht aus der Affäre ziehen. Zuerst fragst, dann bittest, dann bettelst du, und dann geht alles gut aus. Du bekommst es schon, natürlich wirst du es bekommen, hundertprozentig, aber sicher doch, sobald Mama...

Wenn ich all das aus dieser Distanz betrachte, scheint es mir, dass Mama nicht ein einziges Gehalt bekommen hat.

TRIUMPH DES WILLENS

Das ist schön, wem's gefällt – pflegte meine Zen-Oma gewöhnlich zu sagen. Die Welt ging an ihr vorbei, herrschaftlich, mit Stil, konnte auch zuzuschlagen, manchmal unerbittlich, direkt auf den Kopf, ohne eine Spur auf ihrem Teflon-Willen zu hinterlassen. Sie ließ sich nicht verführen, wollte nichts versuchen, nie jemandem unter die Haut kriechen... Alles, was sie zu den Wunderlichkeiten dieser Welt zu sagen hatte, war nur einen klitzekleinen Satz wert: Das ist schön, wem's gefällt...

LEICHTE TÖNE

Zu meiner Zeit gab es wenige Garagen. Wer verhindern wollte, dass Regen und Sonne ihm das Auto ruinieren, kaufte eine gewachste Plane und wickelte seinen Fiat 500, Renault, oder NSU Prinz jeden Abend wie ein hartes, gegossenes Bonbon zurück ins Zellophan ein.

Und wenn der Tag anbricht, guten Morgen, guten Morgen, mach den Knoten auf, lockere den Überzieher, nimm die mit Vogelscheiße überzogene Plane ab und verdreck dir die eben in die Hose gebügelte Falte, der Teufel soll sie holen, soll diesen Fetzen holen und den, der sich das ausgedacht hat...

Bitte, fragt ruhig weiter, warum es bei uns keinen Garage-Rock gab. Nichts als Operetten.

GYPSY SWING

Rassismus ist eine zärtliche Erinnerung. Vermutlich ist es deshalb auch so schwierig, ihn mit Stumpf und Stiel auszurotten. Er wird mit jener Liebe eingepflanzt, von der es keine größere gibt, zum ersten Mal, wenn du beispielsweise gesagt bekommst, dass du nicht über die Gartenmauer springen und auf die Straße laufen darfst, weil dich die Zigeuner holen kommen.

Es ist ein Segen, wenn man einen grantigen Nachbarn an seiner Seite weiß, der die Nase voll vom Kindergeschrei unter seinem Fenster hat, deswegen den kühnen Schritt auf den feindlichen Asphalt unterstützt und kalt hervorstößt: „Sie kommen, von wegen, sie kommen, als wären die Zigeuner so bescheuert, gerade euch zu holen...“

DER NAME DER ZITZE

Lange vor echten Kühen sah ich einen echten Elefanten. Zuerst brachten sie mich in den Zirkus, dann aufs Land.

Ich steige also aus dem Auto, und vor mir ein Haus. Daneben noch eins, aber ohne Fenster oder Türen, nur mit Löchern in unterschiedlichen Größen. Alles ist mir fremd, unbekannt – die Natur, die Gegenstände, die Leute – alles außer dem Geruch. Es riecht nach Elefanten. Jetzt werden wohl von irgendwoher Akrobaten, Jongleure, Illusionisten, Clowns und mutige Löwen- und Tigerdompteure auftauchen... Kommen sie?

Nein, mein Schatz, das, wonach es hier stinkt, da hat kein Elefant hingeschissen, sondern eine Kuh.

HAHAHA

Der Fisch ist Buster Keaton. Stumm, mit unbeweglichem Gesicht. Und dann lachen alle, während sie Buster Keaton aus dem Meer ziehen.

CHE BELLA PANTAGANA

Machen wir uns nichts vor, eine Möwe ist eine Ratte mit Flügeln. Es gibt keinen Gestank, Dreck und Schmutz, in den sie nicht ihren Schnabel hineinpicken würde. Trotz alledem singen wir voller Verzückung über sie. Den Schönen verzeihen wir alles.

HUNDERT PROZENT BAUMWOLLE

Es ist leicht, die Tschechen und die Mönche zu veräppeln. Aber eigentlich sollten wir ihnen dankbar sein, weil sie ihre Hornhaut, ihre Blasen, Wucherungen, Hühneraugen, Gichtknöchel, Überbeine, eingewachsenen Nägel und Pilze unseren Blicken nicht aussetzten.

Tschechen und Mönche wissen, dass Socken die Würde eines Menschen bewahren, selbst wenn darüber Sandalen angezogen werden. Tschechen und Mönche wissen, dass wir Dalmatiner uns bereits an diversen Schrecken sattgesehen haben, deshalb verstecken sie ihre Füße.

K. UND K.

Als der erste Weltkrieg ausbrach, war meine Oma sieben Jahre alt. Sie wurde neun, als ihr zukünftiger Ehemann aus der österreichischen Armee desertierte. Er hielt es für dumm, Befehlen auf einer Sprache zu folgen, die er nicht verstand und dabei Leute umzubringen, deren jedes Wort

er beinahe problemlos verstand. Die k. und k. Monarchie ist in die Initialen eingegangen, als meine Oma gerade erst elf Jahre alt wurde, was sie nicht davon abhielt, den Rest ihres Lebens (und der dauerte ordentlich lange, weil sie in ihrem neunzigsten Jahr starb) zu sagen, wie toll Österreich gewesen wäre. Nostalgie ist teuflisch.

ZISTERZIENSER

Im Sozialismus mediterranen Typs war für Kinder die schlimmste Zeit von zwei bis fünf. Die Erwachsenen aßen da zu Mittag und schliefen, hinaus in den Hof, auf den Spielplatz, in den Park oder auf die Straße war strengstens verboten, jede Wohnung ähnelte einem Zisterzienserkloster. Wir, die jungen Ordensbrüder, lasen dann.

Könnte man die Hausordnung meiner Kindheit zurückbringen, gäbe es Hoffnung für unsere Literatur.

LUNGENRIVIERA

„Opatija“ rauchten die Armen. Der Trost für die Lungen der Arbeiter trug den Namen eines Ferienorts, den sie niemals betreten würden, gepackt in eine Schachtel, die wie eine Miniaturreproduktion des Bildes eines zeitgenössischen, wagemutigen Künstlers aussah: scharfer Tabak in noch schärferer Kunst.

Wen interessierte das schon?! Der Name war nur Buchstaben, das Design nur Vierecke und ein paar Striche. Man rauchte damals ohne viel Nachdenken, Tabak und überhaupt.

DEUTSCHLAND ÜBER ALLES

Wenn wir nicht Cowboy und Indianer spielten, waren wir Partisanen und Piefkes. Wir. Ich war Deutscher.

Interessant: wenn die Knirpse ausmachen, wer welche Seite einnehmen soll, wem die Rolle des mutigen Guerillakämpfers gebührt, der sich gegen den widerlichen Aggressor erhob, und wem die Rolle des Okkupanten zufallen soll, der von der Idee seiner rassischen Überlegenheit erfüllt ist, werden einzig Kriterien der Rassenlehre berücksichtigt.

Die Schönen, Starken, Hochgewachsenen und gut Gebauten – demnach Überkinder – werden Partisanen, und wir übrigen – die Kleinen, Dürren, Dicken, Tollpatschigen... – Piefke.

So viel gab ich Deutschland. Wird mir Deutschland das je vergelten?

BRÜDERLICHKEIT UND EINHEIT

Der Deutsche ist geizig, zu fünft nuckeln die Deutschen an einer Flasche Mineralwasser.

Der Tscheche ist saudeppert und gehörnt, der Slowake ist, freilich, Tscheche, der Niederländer spricht so, als ob er rülpst, der Pole ist nicht Janoschik, sondern Pritschal, der Portugiese lässt sich nicht beleidigen, vermutlich geht es ihm auch zu Hause gut, uns kann sein Salazar jedenfalls gestohlen bleiben, ebenso wie Franco, dieser Spanier, den Schweden kannst du bequem in einen Rasierapparat stecken, seine Haut ist wie Seidenpapier, der Italiener ist so eine kleine Muschi, dass die Italienerinnen völlig überflüssig sind, der Engländer checkt rein gar nichts, der Franzose wäre gerne Delon, aber ähnelt mehr Bourvil... Naja, uns kann niemand das Wasser reichen!

So viel zum Tourismus und seinen Errungenschaften
beim Zerschlagen von Vorurteilen.

Übersetzt aus dem Kroatischen
von Anna Sophie Schwendinger





KARMELA ŠPOLJARIĆ (Zagreb, 1967) machte 1992 ihren Diplomabschluss in Kroatistik und südslawischer Philologie an der Philosophischen Fakultät in Zagreb. Den Magistertitel erhielt sie 1999 am wissenschaftlichen Postdiplom-Literaturstudium. Sie schreibt Prosa und Dramatexte. Seit 2010 veröffentlicht sie Erzählungen im Dritten Programm des Kroatischen Rundfunks und in Literaturmagazinen.

Für das Teenager-Drama *Nula kuna po minuti* („Null Kuna die Minute“) erhielt sie 2011 den Marin-Držić-Preis des Kulturministeriums. Ihr Roman *Nije ovo Twin Peaks* („Wir sind hier nicht Twin Peaks“, 2013) wurde 2014 mit dem Slavić-Preis der Gesellschaft der kroatischen Schriftsteller ausgezeichnet. Sie veröffentlichte 2013 den Geschichtsband *Pazi što ćeš poželjeti* („Pass auf, was du dir wünschst“) und ein Jahr später den Roman *Major Tom*.

Im Laufe des Jahres 2013 rief sie den Fern-Workshop für kreatives Schreiben *Kako početi* („Wie soll man anfangen“) ins Leben, aufgrund einer Idee zur Popularisierung des Schreibens als Beruf, Hobby oder Therapie. Dabei übermittelt sie den Teilnehmern ihre theoretischen Kenntnisse und praktischen Erfahrungen bezüglich schriftstellerischer Anfänge.

KARMELA ŠPOLJARIĆ

Wir sind hier nicht in Twin Peaks

ANKUNFT

Das Städtchen¹ lag wie eine steinerne weiße Arabeske auf einem Eiland, seine Jahrhunderte verbergend.

Jedes Mal, wenn ich aus Zagreb heraneilte, und die gewundene Straße, die zum kleinen Hafen führte, hinunterfuhr, stockte ich vor dieser lebenden Postkartenlandschaft, die gleich nach der ersten bewaldeten Kurve lungerte. Die Reinheit des weißen Kirchturms auf den verlaufenen Farben des Meeres und des Himmels, mit harmonischen Ketten aus kleinen Häusern rundherum, ist das erste, dass man sieht und das letzte, das anhält, sich still und leise in die Erinnerungen einnistet, zwischen jene raren Schmuckstücke des Lebens, die man jahrelang sorgsam aufbewahrt. In die man sich oft in Anflügen von Traurigkeit hüllt.

Ich habe bereits vergessen, welcher Heilige sich hier als guter Hirte über seine kleine Herde wachend ansiedelte, die Straße führt mich ohnehin weiter, und der Blick flüchtet verräterisch entlang des piniengesäumten Weges, dorthin, wo das Salz duftet und sich das Seegras verflicht, dorthin,

¹ Die Autorin gibt der Ortschaft schlicht den Namen Städtchen (*Gradić*), da es repräsentativ für alle Kleinstädte stehen kann (Anm. d. Red.).

wo immer das gleiche Gestade auf mich wartet, und darauf, dass ich mich endlich vom Ufer abstoße und eintauche, die schweren Kleider aus Rücksichtnahme abwerfe, in welche ich mich zu oft verwickle.

In Gedanken treibend, laufe ich auf einmal auf der Wirklichkeit auf. Wie hässliches Treibgut tauchen Barrikaden auf, man kommt nicht vorbei, weder auf der einen, noch auf der anderen Seite. Sie verhindern den freien Zugang zum Meer, und die Aufschrift und der unerbittliche Pfeil schreien – PARKPLATZ! Ja, gebaut wurde er hier, vor nicht allzu langer Zeit, unterhalb der alten Mauern, wie mit dem Lineal gezogen, alle Löcher aufgefüllt, kein Plätzchen mehr, um sich irgendwie durchzumogeln. Wo die eingetretenen Abkürzungen waren, wachsen nun exakt verteilte Blumen, alle gleich und ohne Geruch, es gibt auch keine lästigen Käfer mehr, und schon gar keine Schmetterlinge, die einen erwarten. Und ich erinnere mich daran, als das alles eine Wiese war, und den Hang hinauf, da wo die Kirche ist, wuchsen prachtvolle Oleanderbüsche. An sie denke ich, als ich vorsichtig einparke, um nicht einmal die Erinnerung daran zu überfahren. So schnell wie möglich steige ich aus, schließe die Augen und atme die bekannte Luft tief ein.

Ach, das Meer! Nichts riecht so sehnsüchtig! Glücklicherweise bleibt mein Blick im alten Feigenbaum hängen, der wundersam hier überlebt hat. Durch die vertrockneten Äste drang keine Sonne mehr, sondern das kalte Blitzen von Metall. Der Parkautomat macht sich übermächtig wichtig neben diesem armen Baum, nirgendwo gibt es etwas umsonst, weder hier, noch dort, noch bei der alten Oma, und schon gar nicht in der Vorsaison. Schwarzparken nützt nichts, seit sie einen Abschleppdienst auf die Insel geholt haben, welcher alles vom Platz räumt, genau dann,

wenn man beim Baden ist, sodass man im nassen Badezeug Fremden die rechte Hand mit dem Daumen nach oben hin entgegenstreckt. Und die haben selbstverständlich die Parkgebühren ordentlich entrichtet, zufrieden, einen Parkplatz gefunden zu haben, und dass sie nicht mit dem Auto in irgendwelchen Gräben hängengeblieben sind und die wunderschöne Natur zerstört haben. Und zu guter Letzt schämt man sich auch noch.

Im Winter wissen sie nicht, was sie mit dem Abschleppwagen anfangen sollen, also fahren ihn kreuz und quer über die Insel, selbst wenn sie zum Fischen ausfahren, damit er nicht einrostet. Damit es sich irgendwie rentiert, arbeitet und verdient er im Sommer turbomäßig, was soll man auch machen! Gehorsam suchst und zählst du die wenigen Münzen zusammen, drehst zerknirscht die Hosentaschen nach außen, zu Füßen des metallenen Kolosses. Dann wirfst du ein, wirfst noch mehr ein, und er hat nie genug. Dir fehlt Kleingeld, und nirgendwo irgendwer zu sehen. Wieso muss auch ausgerechnet Sonntag sein! Dann stehst du in dieser gleisenden Sonne, die man hier *Zvizdan* nennt und wartest, schaut in alle Richtungen. Der Weg war lang und du bist ihn in einem Stück gefahren. Und du schaut und wartest. Du hältst unterwegs nicht an Rastplätzen an, weil es hier am schönsten ist. Und du wartest, und schaut. Also ohne Kaffee, ohne Toilette. Und du schaut. Dein Schatten wird länger. Länger, dünner, länger. Und seltsame Gedanken tummeln sich in deinem Kopf.

Du raubst den ersten aus, der mit Münzen vorbeikommt!

Aber, das wäre ein zu kurzer Weg, vom Parkplatz in die Rubrik Raub und Totschlag, doch du bist, liebe Seele, zum Fliegen geboren! Du gibst also nicht auf, bemühst dich, alles von einer heitereren Seite zu betrachten, auf die wir immer

zurückkehren, wenn uns nichts Anderes übrigbleibt. Zu dieser Zeit, wir haben Juni, findet man wenigstens einen Platz und kann schön unter dem alten Feigenbaum parken, für dessen Schatten man noch nicht zur Kasse gebeten wird. Ein paar verstreute Touristen sind schon da, die Einheimischen bleiben weise in ihren Gärten. Sie haben den ganzen Winter zur Genüge bequem für lau geparkt, jetzt haben sie das uns überlassen, den Sommernomaden, die bei jedem Schritt klimpern, die Taschen voller Goldstücke. Zumindest erträumen sie uns so und ihnen läuft deswegen schon das Wasser im Mund zusammen. Vor Freude würden sie bis in den Herbst tanzen und musizieren, weil „man Geld machen muss“! In ein paar Monaten für ein ganzes Jahr! Als wäre das leicht!

Als wäre es einfach, leidenschaftlich feine Patina zu lieben und dazu noch ein wenig Stil zu haben, um einen alten Dachboden in einer engen Gasse zu kaufen, bei so viel neuem farbigen Mischmasch, dass an unserer Küste emporgewachsen ist. Als wäre es einfach, Herz und Seele zu haben und damit die Schönheit unserer heimischen Traditionen zu sehen, damit es ist, wie es war, ohne Kitsch und Plastik. Es ist nicht einfach, weil ihr keine Einheimischen seid. Seid ihr nicht und basta! *Quod licet Jovi, non licet bovi* oder – nicht jeder darf sich alles erlauben. Darum habt ihr auch kein Recht darauf, vor eurem Hof zu parken, weil es „da eng ist, seht ihr das nicht?“ Jener Mile von nebenan, der darf, „der hat hier vor langer Zeit eingeheiratet!“ Na, ich habe das ja schon geahnt, als ich in das kleine Dachzimmer mit den dicken Wänden eintrat, mit den Dachziegeln, die es so nicht mehr gibt, gleich neben der pittoresken Piazza, die ewig brummelt. Ich ahnte es, doch ich war schon verzaubert – ich streckte eine Hand aus und hatte den Kirchturm auf

meiner Hand, mit der anderen fing ich den Wind von der See und den Geruch des vollen, satten Meeres ein.

Manchen ist nicht zu helfen.

So habe ich in Zagreb eines Frühlingsmorgens eine Tür einen Spalt breit geöffnet und war gefangen im Sonnenlicht, das hier schon vor mir gewohnt hatte, und ich ließ es bleiben. Ich zerstörte seine Pracht nicht durch Einrichtung. Der Rest interessierte mich gar nicht, aber was ist das schon im Vergleich zu dem Moment, wenn ich aufwache und mich noch schläfrig im Licht dieser Sonne bade, das schon in aller Früh hereinquillt und geduldig wartetet, ob ich kommen und es bewundern würde, es und den Moment, wegen dem ich diese wunderschöne Wohnung am Fuße des Berges, jedoch ohne Parkplatz, gekauft habe. Deshalb stelle ich mich jetzt verbotenerweise vor fremde Zäune und gebe Fersengeld, morgens sammle ich Zettel unter meinen Scheibenwischern auf – himmelschreiende Nachrichten, geschrieben in gerechtem Zorn!

Naja, mir ist es wichtiger, wo ich mich hinparke, nicht mein Auto.

Und nein, es tut mir jetzt nicht leid, dass ich schweren Schrittes gehe, außer Atem, mit roten Wangen und überladenen Händen, bergauf und bergab die enge steinerne Gasse entlang, tödlich für feines Schuhwerk, weswegen ich so etwas hier auch nicht trage, sondern in nicht besonders schönen Flip-Flops herumstolpere, mit noch käseweißen Beinen.

Ankunft im Städtchen!

Mir bangt immer vor diesem Moment und meinem fahrenden Zigeunerwagen. Was für Unmengen an Täschen, Körben, Tüten und Bündeln! Ich habe alles Mögliche hineingestopft, ein Handvoll mir lieber Kleinigkeiten

ohne die ich nicht kann. All das hätte auch in dem großen roten Koffer Platz, aber der könnte, gewöhnt an die breiten Flughafengänge, seine teuren Rollen nur schwer an den steinigen Boden anpassen, geschweige denn so groß und schwer, nur mit meiner Hilfe, die zu enge Treppe in den vierten Stock hinaufsteigen, ins Dachgeschoss des Hauses in der Windiggasse 8. Und darum dauert und dauert meine Ankunft, eine hübsche Promenade für diese wissbegierigen Augen. Die blitzen überall, zwischen den halb offenen Fensterläden und Vorhängen, von den weißen Terrassen und dunklen Gaststätten.

Aber, es ist Mittagsruhe, die Augenlieder sind schwer und die Worte wage. Ist es nicht schwierig, seine Gedanken anzustrengen, wenn sogar die Uhr vor Trägheit steht? Ist es nicht anstrengend, sich zu fragen, was sie diesmal wieder alles mitgebracht hat, was für Kleider und Pantoletten, und wie lange sie bleiben will?

Aber sie fragen sich doch, während sie so tun, als sähen sie mich nicht und als ob es ihnen egal wäre.

TAGESANBRÜCHE UND STURMWINDE

Der erste Morgen im Städtchen! Körperlich und geistig auf die unbarmherzige Routine von schlafen und arbeiten eingestimmt, mit nur kleinen Momenten anderer Dinge, fahre ich aus Angst vor einem verschlafenen Morgen auf. Ich überschlage in Gedanken, aber mir fällt nichts ein. Ich wende mich in Panik hin und her, dann werde ich wirklich aufgeweckt. Die schwere Kirchturmglöcke. Ding-Dong!

Was für ein Glück!

Es ist herrgottsfrüh, aber ich weiß, dass das der Tag ist, der geduldig auf einen wartet und dann nur für dich beginnt. Wie damals, in der Kindheit. Wo ist nur die Zeit

hin, als die Welt sich noch leichtfüßig und gemächlichen Schrittes fortbewegte, und die Erde träge um die Sonne kreiste und sich verführerisch vor ihr drehte. Hat irgendwer den falschen Knopf gedrückt und das Band des Lebens hat begonnen, sich zu schnell abzuspielen, genau wie bei so einem langweiligen Film, wo wir einfach nur noch das ENDE sehen wollen?

Und dann falle ich, angespannt wie ich bin, in die friedliche Spinnweben des städtischen Alltags und stürze mich sofort ins Meer!

Platsch!!!

Und sie schauen mich verächtlich an.

Denn nicht ein einziger Einheimischer wird bis zum heutigen Tag vor dem Johannestag im Meer baden, auch nicht nach Mariä Himmelfahrt, denn das ruft Sturm herbei. Sie haben es leicht! Sie haben für alles Zeit, bei ihnen gibt es eine Zeit für alles und alles kommt zur rechten Zeit. Und ich zähle die Zeit nur zusammen. Oder ziehe ab. Wie viele noch, wie viele noch – freie Sommertage! Das mache ich alles stumm, aber es lässt sich nicht verbergen. Und oft packt mich schon im August, wenn die Sonne noch richtig scheint, diese alte Traurigkeit, dass mein Sommer bald vorbei ist. Und wieder glitzern kindliche Augen am Fenster des wegfahrenden Autos. Und niemand sonst, niemand außer mir, aber ich ahne ihn schon, den Regen, der bald kommt, der schon fast da ist und der lange trommelt, grausam und grau, im Rhythmus der Buschtrommel...

Und ich bin gerade erst angekommen!

Eigentlich sind schon ein paar Tage, fast eine ganze Woche. Das Städtchen hat begonnen, im Takt meines Herzens zu schlagen, obwohl es eigentlich umgekehrt war. So schlugen wir gemeinsam in harmonischer Trägheit von Körper

und Geist, die sie dort *Fjaka* nennen. *Fjaka* ist keineswegs ein absolut unnützer und nutzloser Zustand, wie man sich das oft vorstellt. In der vollkommenen Kraftlosigkeit, jenseits jedes Wollens, erwachen jene verborgenen Gedanken und zarte Fühler wachsen, überall, auf dem Kopf, auf dem Herzen, auf den Fingerspitzen. Die Seele rastet und ein kosmisches Nirwana hüllt uns ein, das sogar der Flug einer Fliege als störend empfindet.

Aus dem Kroatischen
von Claudia Mayr



DIE EINHEIMISCHEN

Merkwürdig, merkwürdig sind diese Einheimischen! Jedes Jahr versuche ich es mit ihnen aufs Neue. Die ersten paar Tage bin ich unsichtbar für sie und sie sehen mich absichtlich nicht, als sei ich Luft. Aber dann, auf einmal, fangen sie an, mir im Vorbeigehen zuzunicken. Bis zum Ende des Sommers akzeptieren sie dann schon irgendwie, dass ich da bin, um mich im nächsten Jahr wieder zu vergessen. Geschlossen drehen sie mir den Rücken zu und schneiden mir den Weg ab, wo sie nur können.

Und ich, ich gehe und vertreibe sie mit meinen Blicken.

Ich bin keine 0815 Frau. Schon vor langer Zeit habe ich entschieden, es nicht sein zu wollen. Jeden Juni, wenn ich mich zum ersten Mal das Gepäck ziehend am Horizont blicken lasse, ausgerechnet neben der Terrasse des *Odmorac*, wo sie tagein, tagaus sitzen, verfallen alle in plötzliches und bedeutungsschweres Schweigen. Zuerst wackeln sie etwas auf ihren Stühlen herum, platzieren sich aber dann, um mich besser zu sehen. Sie werfen verstohlene Blicke zu, ein bisschen in meine Richtung, dann wieder umher, hibbelig vor Neugierde – ob ich wohl dieses Mal endlich mit jemandem kommen würde! Damit meine ich natürlich einen Mann. Freundinnen zählen, auch wenn ab und zu eine vorbeikäme, nicht.

Und ich gehe wieder alleine an ihnen vorbei.

Und sie sacken zusammen. Schweigend beobachten sie die Spitzen ihrer ausgelatschten Schuhe, und denken sich ihren Teil... „Na, schon wieder nichts“..., „ach, das Gleiche wie voriges Jahr“..., „anscheinend hat sie ein bisschen zugenommen“..., „tja, die Jahre vergehen“... „ihre besten Jahre sind vorbei“ Ihnen allen ist bewusst, dass es heutzutage

nicht leicht ist zu heiraten, geschweige denn den Richtigen, auch bei ihnen gibt es alte Jungfern, aber sicher doch, aber die sind nicht die Schönsten, meist schielen sie auch etwas, also bemitleiden sie sie oder lachen sie manchmal aus, je nach Laune. Und die gehen dann unscheinbar und schmollmündig, so wie es sich gehört, aber eben nicht so wie ich – erhobenen Hauptes und entblößter Knie! Mit Vergnügen würden sie über mich lästern, irgendwie gebe ich ihnen aber keinen Stoff dazu. Zwar können sie immer über meine kurzen Röcke lachen: „in diesem Alter“, und dieser Cowboyhut, das würde keine Einheimische „nicht einmal zum Spaß“ tragen, aber trotzdem kommt nicht mehr, denn „Es hat kein Schmalz, wenn es keinen Mann gibt!“ Und ihn gibt es heute nicht, auch nicht morgen, es gibt ihn gar nicht, weder im Juni, noch im Juli. Trotzdem hoffen sie und warten auf ihn, bis hin zum August. Würde ich bloß einen mitbringen, auch einen zweiten oder dritten, egal, Hauptsache jemanden. Sie würden sich gegenseitig anstupsen und so schön kichern und uns allen würde das so große Freude bereiten!

Alles ist besser als dieser Zustand.

Aber, auch wenn jeder Einheimische etwas eigen ist, sind sie normalerweise scheue und gottesfürchtige Menschen, nur manche von ihnen sind böse und neidisch, man kann sie an einer Hand abzählen. Ein kleiner Ort bleibt ein kleiner Ort, da muss der eine den anderen im Auge behalten. Er drückt von allen Seiten, er drückt die Insel, drückt den Himmel, drückt das schäumende Meer und wirft alles auf einen Haufen. Und dann heult die Bora auf und man steckt die Köpfe zusammen, da sind die Hälse klein, da schaut man nach innen, nach unten und noch tiefer, und alle passen auf und alle wachen, es soll sich bloß keiner her-

vorheben, sich nach oben entringen und die Luft des weiten Meeres einatmen. Das ist nicht gut, außer für die Seefahrer, aber die sind schon gegangen. Sie leben in der Erinnerung einsamer Frauen und über sie wird immer schön geredet. Was sollen die, die geblieben sind, sonst tun, als einander alte Geschichten zu erzählen, als seien sie neue, einander, übereinander, was sollen sie sonst tun, außer zu versuchen, hinter fremde Geheimnisse zu kommen, um diese dann wie die Wäsche an hohe Stricke zu hängen. Wenn irgendein Geheimnis diesem Strick entkommen ist, ist es zu tief vergraben. Zu ihm muss man tief hinuntertauchen, tief unter die Oberfläche, solange der Atem reicht. Aber da sind Sackgassen und es ist nicht leicht, aus ihnen herauszukommen.

Und nichts ist, wie es scheint.

Sagen wir, der Parkplatz! Gebaut auf nackter, eingetretener Erde – wer würde sagen, dass sie geheiligt ist? Bis vor fünfzig Jahren noch war da ein Friedhof. Der alte Städtchener Friedhof befand sich noch vor langer Zeit genau da, im Hinterland des Städtchens, das sich auf der anderen Seite, schon übers Meer hängend, nirgends ausbreiten konnte. Vielleicht war dieser Friedhof auch ein wenig zu nahe an den Häusern und er schloss an die Städtchener Hinterhöfe an, aber wenn wir bedenken, dass das Städtchen in seinen jungen Jahren eine kleine Festung war, was die Überreste der einstigen Mauern anschaulich bezeugen, in denen jetzt zum Teil Esel wohnen, dann ist es verständlich, dass die uralten Einheimischen nicht wirklich, welch Helden sie auch waren, so leicht über Heiden und andere Wege spazieren konnten, geschweige denn ihre Toten außerhalb der Mauern begraben. Denn da schlug man sich und raubte, und das heftig, in diesen alten Zeiten! Rabauken gibt es immer und überall, die größere Bande besiegt im-

mer die kleinere. Da such mal einer nach seinem Namen im Labyrinth der Geschichte. Denn diese größere Bande schreibt auch immer die Geschichte.

Die uralten Einheimischen haben sich deswegen, lebendig oder tot, an ihre Mauern gehalten, wo jeder sein Häuschen hatte, mit Blick auf seinen Grabstein. Das Zusammensein der Lebenden und Toten dauerte Jahrhunderte an, doch dann wurde der Friedhof, aus unzähligen verständlichen Gründen, doch am meisten wegen Platzmangel nach der großen Anzahl an Bestattungen während und nach den wiederholten Weltkriegen, in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts, verlegt. Alle Knochen wurden ausgegraben, vielleicht aber auch umgegraben, und die alten Grabsteine verschwanden spurlos. Aber die Kirche ist geblieben! Eine kleine Kirche inmitten des Friedhofs, die heute immer noch stolz dasteht, nur ist sie heute eben inmitten des Parkplatzes.

In dieser werden heute noch Bestattungen abgehalten, wenn alle Einheimischen, denn im Städtchen sind alle miteinander verwandt, schön zum Parkplatz hinabgehen, in schwarzen Anzügen und weißen Hemden, sich dann vor der Kirche, vermischt mit verschiedenfarbigen Karosserien in Metallicoptik, schön beten und sich von ihrem Einheimischem verabschieden, rundherum sich aber ein allgemeiner Tumult und Gedränge bildet. Das ist dann meistens so malerisch, dass sich die Touristen gleich ihre Kameras schnappen, weil sie denken, dass es sich um ein lokales Fest handelt. Die Einheimischen aber starten ein Täuschungsmanöver und hauen gleich nach dem Amen ab, für sie ist die Bestattung vorüber, denn zum neuen Friedhof, der einige staubige Kilometer entfernt ist und zu welchem es bergauf geht, trotten nur die, die wirklich müssen, die Engsten halt. Die anderen sind schon im *Odmorac*,

wo jeden Sonntag nach der Messe, vor jeder Hochzeit und nach jedem Begräbnis hingegangen wird.

Einmal trottete ich so alleine, sehnte mich nach interessanten Entdeckungen, zu diesem Friedhof in der größten Hitze, um den ein oder anderen alten Grabstein zu entdecken, immer in der Hoffnung, dass jemand wenigstens etwas versetzt hat, zumindest irgendeine Platte oder ein Skulptürchen. So etwas zu sehen, im Städtchen, in dem über Jahrhunderte mit dieser uralten winkligen Schrift geschrieben wurde, wäre ein wahres Erlebnis. Fehlanzeige. Immerhin hoffe ich ein wenig, dass jemand irgendwo diese Grabsteine aufbewahrt und, dass er sie eines Tages bei irgendeiner Ausstellung zeigt. Doch als ich einen Einheimischen fragte, zuckte dieser verwundert mit den Schultern, weil er nicht genau wusste, wovon ich da sprach. Was für alte Grabplatten? Neu ist neu, sogar eine Frage des Prestiges in diesen kapsligen Gemeinschaften. Sie haben genug von ihrer hundertjährigen Patina und Spinnweben.

So spross vorigen Sommer in unserem kleinen Hof, und den bilden vier Häuser auf engstem Raum, deshalb weiß keiner wem welches Dach, welche Wand, welche Treppe gehört, unter dem alten steinernen Torbogen unverschämt und ohne Erlaubnis, ein neuer Edelstahlzaun, noch mit goldfarbenen Zacken drauf. Er glänzt in der Sonne wie ein Goldzahn neben dem edlen Überzug alten Steins, unverschämt der Kultur der Einheimischen und den gedämpften Tönen der städtischen Häuser trotzend. Eine Zeit lang ging ich blinzelnd am Zaun vorbei, später dann gewöhnten sich die Augen, doch meine gekränkte Seele nie! Irgendwie zur gleichen Zeit genehmigten die Stadtväter die Abholzung des schönen Pinienwaldes oberhalb des Meeres, damit irgendwelche fremden Bonzen zwei Stadtvillen bauen konnten, in hier nicht gesehenem

Stil, nach dem Vorbild einer österreichisch-ungarischen Provinz, und die jetzt unangenehm leer klaffen, obwohl sie zu Spottpreisen angeboten werden. Aber, die Stadtbewohner bewundern sie. Die Villen, die vergoldeten Zacken. Neu, groß und glänzend, welch eine Freude für kleine Augen!

Vor diesen Sünden mache ich mich klein und erinnere mich an die Reise zum grünen, im Meer untergetauchtem Gebirge, was im Gesamten eine wunderschöne Insel namens Korsika ergibt. Dort wird das am meisten geschätzt, was es bereits seit immer gibt, das Meer ist sauber, klar und duftet, fast so wie unseres, das schönste Meer auf der Welt, wie wir, in karierte Fußballtrikots Gekleideten es so gerne stolz nennen. Aber nein, wir haben nicht all die anderen Meere gesehen, nicht einmal annähernd, aber, trotzdem wissen wir ganz genau, dass unseres das schönste ist. Wie wir auch zuverlässig wissen, dass unsere Frauen die schönsten sind, und vor allem die aus Split! Und das ist genau das, was die in Brüssel nie verstehen werden, aber dafür gibt es weder ein zweckdienliches Kapitel, noch Sanktionen, deshalb denkt sich der gewöhnliche Kroat sein Teil über sich, jenseits der europäischen Kriterien. Und die zittern dann wieder, ob diese völlig unkorrekte kroatische Obsession mit der eigenen Schönheit einen ernster zu nehmenden Staat verärgern wird, und nicht nur Slowenien. Aber, die haben keine Ahnung! Lange vor ihnen haben gegen diese kroatischen Irrtümer die Frauen aus Kaštela rebelliert – wegen der Frauen aus Split!²

² Hier bezieht sich die Autorin auf humorvolle Weise auf ein altes dalmatinisches Volkslied, in dem sich Frauen aus Kaštela und Split darüber streiten, wer hübscher ist. St. Duje, der Stadtheilige von Split, fällt sein Urteil zugunsten seiner Mitbürgerinnen. (Anm. d. Red.)



Doch der heilige Duje – nicht einmal hören will er davon, aber er war immerhin ein lokaler, voreingenommener Heiliger, wenn es um Frauen ging, deswegen kann darüber noch diskutiert werden, aber das Meer, da gibt es keine Zweifel – es ist konkurrenzlos das schönste!

Doch Korsika!

Einmal reiste ich im Januar mit einer älteren Dame jugendlicher Augen dorthin, aus der magischen Provence bis nach Marseille, und dann mit einem kleinen Flugzeug nach Bastia, dieser wunderbaren alten Hafenstadt auf der Halbinsel Cap Corse. Von dort aus quälten wir zwei uns lange über die gewundene Straße tief in die korsischen Berge, während sie vor mir das Mosaik ihres Lebens zusammenfügte, Stück für Stück, ohne eine Reihenfolge, sondern wie es ihr in den Sinn kam, bis zu diesem abgelegenen Dorf in den Bergen, wo ihr Freund, ein gealterter Junggeselle namens Martinik, am unmittelbaren Waldrand ein Haus gebaut hatte. Übrigens, er ähnelte dieser uralten Linie der kleinwüchsigen Bonapartes, dieses frühere Mitglied der französischen Gendarmerie, der es viel zu gut gehabt hatte und immer noch hat: er verbrachte sein Leben entlang der Côte d'Azur spazierend, wo er schöne Schauspielerinnen vor notgeilen Bewunderern beschützte. Er kam zurück mit einer guten Rente und einer noch besseren Gesundheit, hier in den Geburtsort seiner Eltern, seiner Großväter und aller vor ihnen.

Korsika ist in der Tat ein Berg, von der höchsten Spitze aus sind es zweitausend siebenhundert Meter nach unten, wenn man mit den Füßen im Meer plantschen möchte. Dieses nahe Zusammentreffen der Berge und des Mediterran auf so engem Raum – das ist Korsika. Jeder Korse ist zeitgleich Insel- und Bergbewohner und das gebirgige Element

gibt der mediterranen Finesse Kraft. Durch diese Berührung entsteht wundersame Musik – schön mehrstimmig, aber nicht *sotto voce*, sondern eindringliches Zurufen von Berg zu Berg. So singen ihre *I Muvrini* (oder *Geißlein*) und verbreiten diesen Klang auf der ganzen Welt, vom Herbst bis zum Frühling reisend, nur im Sommer nicht. Zu der Zeit sitzen sie zu Hause und singen für ihre Leute, und für alle, die vorbeikommen, und es ist gut zu diesem Zeitpunkt dort zu sein. Denn auch Gordon Matthew Thomas Summer kommt vorbei, ein Herr mit stolzem Namen, uns mehr bekannt als Sting, und dann singen alle schön zusammen über goldene Felder in Gesellschaft der bezaubernden Letitita Casta, geboren in einem süßen Dorf dort in den Bergen, sehr viel kleiner als, sagen wir, Zagvozd, aber immerhin größer als dieses Dörfchen von zehn Häusern, in dem dieser Martinik ansässig geworden ist.

Schon vor Zeiten erbte er dieses Stück Erde von seinen Eltern, aber bis er seine Baugenehmigung bekam, riss er sich ein Bein aus. Wäre er keiner von ihnen gewesen und hätten sie seinen Vater und seine Mutter nicht gekannt, hätte er sie auch nie bekommen, keine Genehmigung, und auch keine Erklärung. Denn dort, dort werden keine Grundstücke verkauft, dort wird auch nicht zwingend gebaut. Warum auch? Jede korsische Familie hat schon ihr Anwesen, und dazu noch irgendein Häuschen in den Bergen oder am Meer, und das alles wird im natürlichen Rhythmus des Sterbens und Gebärens von Generation zu Generation weitervererbt.

Wozu sich dann wiederholen, wenn doch die Natur unwiederholbar ist?

Als Martinik endlich sein Häuschen im Wald neben dem Bach gebaut hatte, niemanden im Weg, musste er für

die Farbe der Fassade die Obrigkeiten des Dorfes fragen. Sie berieten sich lange und sprachen schlussendlich ihr Machtwort – drei Nuancen irgendeiner Tarnfarbe, du hast die Auswahl! Schlussendlich siehst du vom Wald keinen Baum, also auch kein Haus, doch genau das war das Ziel. Dort verschmilzt alles mit der Natur, darum kümmern sich eifrig die gleichen wütenden Einheimischen, die einem Messer mit der Aufschrift *Rache* oder *Tod dem Feind* als Souvenir verkaufen, und die auf ihrer Fahne, anstatt des Wappens, den Kopf eines Sarazenen abbilden, welchen sie vor ewigen Zeiten abgehackt haben. Von außen streitlustig, innerlich verbissen, bewahren sie das Bewusstsein über sich und ihr Eigentum. Mit Zuckerbrot und Peitsche haben sie ihre schöne Insel vor den französischen Reichen und aus aller Welt Dahergekommenen bewahrt.

Denn die Küste gehört allen!

Das hörte ich dort, das erste und letzte Mal, aber es ist mir für immer im Herzen geblieben. Es gehört allen und nicht nur ihnen! Deswegen sind die Strände überwiegend frei, wild und verlassen, ohne Konzession, Cafés, Rutschen oder Sonnenschirme. Auch dort versuchten irgendwelche zu bauen, manches auch durch Betrug, direkt am Meer, sich gierig die Hände reibend. Sie bauten im Sommer, die anderen rissen im Winter ab, präzise und mit Dynamit. Wenn man sie darüber ausfragt, weiß niemand etwas, der französische Präfekt greift sich an den Kopf und verpetzt sie in Paris.

Ja, es ist nicht leicht mit ihnen, ihre Gesetze sind unergündlich. Vor allem die *Omertà*, dieses ungeschriebene Gesetz des Schweigens.

Aber besser ein ungeschriebenes Gesetz als gar keines.

Jahrhundertlang wurde diese schweigsame Insel-
gemütsart geschliffen. Alle Inselbewohner auf der Welt
verstehen sich untereinander, denn die Distanz ist ihnen
angeboren. Gegenüber dem Land und der Welt im Allge-
meinen. Die Kanons der weit entfernten Städte dringen
schlecht zu ihnen, all diese Oberhäupter und ihre Schrei-
ber. Sie leben auf Ihre Art, sich zentripetal drehend, nach
innen, wie sollten sie auch sonst, so abgegrenzt. Und keiner
kennt den Anfang, keiner sieht das Ende, aber es gibt sie
überall, hier, und dort, diese mythischen Inseln veränder-
licher Formen, die heimlich heranwachsen, indem sie sich
von der Mitte heraus ausbreiten, dort wo die Jahrhunderte
vergraben sind.

Auch euch wird man dort begraben. Darüber werden
sie Steine aufwerfen, denn ihre karge Erde rauben ihnen
die Winde. Doch meine Nägel sind klein und scharf und
manchmal verursachen sie tiefe Furchen. Hier glänzen ver-
streute Petrefakten, kleine Spiegel längst vergangener Tage.
Ich schnappe sie und fädle sie zu zauberhaften Perlenketten
auf, ich werde mich mit ihnen wie mit Gold schmücken. Ich
nehme sie heimlich mit und bringe sie nie wieder zurück.

Auch das Geringste, das geboten wird, wird ohne zu
fragen genommen.

Aber alles wendet sich zum Guten, wenn ich ihnen end-
lich einen Mann mitbringe! Auch dann werden sie ihre
Geschichten erzählen, während einer den anderen in seiner
Fantasie übertrifft.

Aus dem Kroatischen
von Katrin Divković



LUDWIG BAUER wurde 1941 in Sisak geboren. Seinen Diplomabschluss in Slawistik machte er an der Universität von Zagreb und setzte danach seine Studien in Bratislava und Prag fort. Er war als Übersetzer von Fachliteratur und Belletristik tätig; er war Professor und Lehrer in Zagreb, London und Washington, Redakteur, Kritiker, Drehbuchautor und noch Vieles mehr. Schon als Gymnasiast begann er zu schreiben und veröffentlichte zahlreiche Erfolgsbücher für Kinder, u.a. *Parnjača Colombina* („Der Dampfer Colombina“, 1979), *Poliglot i pas* („Ein Polyglotter und ein Hund“, 1988), den Bestseller *Tri medvjeda i gitara* („Drei Bären und eine Gitarre“, seit 1991 in neun Auflagen), *Ronilac bisera* („Der Perlentaucher“, 2000), *Istina o gusarskom kapetanu Karvasu* („Die Wahrheit über den Piratenkapitän Karvas“, 2001), *Vještica Liza Hainburška* („Die Hexe Lisa von Hainburg“, 2002). Besonderes Ansehen verdiente sich Bauer mit seinen dreizehn Romanen, wie beispielsweise: *Kratka kronika porodice Weber* („Eine kurze Chronik der Familie Weber“, 1990), *Biserje za Karolinu* („Perlen für Karolina“, 1997), *Partitura za čarobnu frulu* („Eine Partitur für die Zauberflöte“, 1999), *Prevođenje lirske poezije* („Das Übersetzen lyrischer Poesie“, 2002), *Don Juanova velika ljubav i mali balkanski rat* („Don Juans große Liebe und ein kleiner Balkankrieg“, 2003), *Zapisi i vremena Nikice Slavića* („Aufzeichnungen und Zeiten des Nikica Slavić“, 2007), *Zavičaj, zaborav* („Heimat, Vergessen“, 2010), *Karusel* („Das Karussell“, 2011), *Toranj kiselih jabuka* („Ein Turm saurer Äpfel“, 2013). Für den Roman *Zavičaj, zaborav* erhielt er den Meša-Selimović-Preis, den Fran-Galović-Preis und die Auszeichnung Kiklop für das Prosawerk des Jahres 2011.

LUDWIG BAUER

**Seroquel
oder
Der wunderliche Herr Kubitschek**

(Schelmenroman mit Katze)

KAPITEL ZEHN

in dem Ute ein Festtagskleid anzieht, das aus einer Pariser Boutique hätte stammen können; völlig benommen von dem, was uns vielleicht noch erwartet, sehe ich sie auf eine vielleicht unangebrachte Art und Weise an. Die Menge versammelt sich und Herr Kubitschek ergreift das Wort, dabei spricht er dermaßen offen, dass mich davon ein Grauen überkommt. Ich frage mich, ob die Menschen überhaupt begreifen, wer dieser Kairos eigentlich ist. Uns aus der Affäre zu ziehen, scheint immer unwahrscheinlicher, aber dann nehmen die Dinge einen noch dramatischeren Lauf

Seit dem Morgengrauen vernahm man Gesang, irgendwo ertönte auch eine Ziehharmonika aus dem Karst, vermutlich wanderte der Akkordeonist umher, da sich der Ton von Zeit zu Zeit verlor und dann wieder kräftiger wurde. Die Schafe blökten besorgt, ihnen kam es auch so vor, als bahne sich etwas Bedeutendes an, das, wovor mir immer gebangt hatte, dieser Jahrestag oder Festtag oder Kirchtag zu Ehren

und im Zeichen des Heiligen Quirinus oder Cyrinus oder Kaninus, also der Tag, an dem die Dinge ins Reine gebracht werden, etwas, das in mir eine Reihe von unangenehmen chirurgischen Assoziationen weckte, angefangen beim Herausziehen eines Zahnes, der sich nicht mehr heilen lässt, oder von chronisch entzündeten Mandeln, bis zu diesen hoffnungslosen Gehirntumoroperationen, bei denen sie einem Menschen mit Skalpell und Löffel die Hälfte seines Schädelinhalts ausräumen, bloß um dem hippokratischen Eid treu zu bleiben, ein Akt, der den Namen des Urvaters der Medizin Hippokrates dem Namen des Urvaters der Schauspielkunst – Hypokrit – annähert. Herr Kubitschek und ich waren diese unangenehmen Mandeln, oder Schlimmeres, die den gesunden Organismus vergiften und es war notwendig, uns zeremoniell herauszureißen, um in dem Gesellschaftsorganismus, der so schön auf dem Steinhang unter völlig steil abfallenden Klippen funktionierte, die Ordnung wiederherzustellen, ihn einem verheerenden Einfluss zu entziehen, wenn auch nur präventiv, um die Idylle der Erwerbstätigkeit wiedereinkehren zu lassen, die auch in diesem kärglichen Umfeld einen völlig märchengleichen Gewinn signalisierte. Ein derartiges Signal war auch das Kleid, in dem Ute nach dem Frühstück erschien, darin kokett ihre Hüften schwang und mit ihren ganz entzückenden Brüsten wackelte, all das war in glatte dunkelrote Seide gehüllt, die sich dermaßen eng und getreulich an die gleichermaßen mädchenglatte und leicht gebräunte Haut schmiegte, dass es den Anschein erweckte, zwischen dem edlen Material und dem Relief des Frauenkörpers, den ich, so fürchte ich, ungehörig musterte, befände sich sonst nichts. Ždero versetzte mir mit dem Ellbogen einen Stoß und sagte:

„Ich weiß genau, was Sie denken.“

Ich hatte Angst, er wisse es wirklich, also senkte ich meinen Blick.

„Wir können hier alles auftreiben, was man mit Geld kaufen und mit dem Maulesel herbeischaffen kann. Das hier stammt aus Kopenhagen, aus dem Katalog. Wir kennzeichnen es und ein Neffe schickt es per Post oder wie es eben nötig ist. Vielleicht auch mit dem Computer, er studiert Ingenieurwesen. Auch der Pfarrer besitzt einen Computer, aber für mich ist das nichts. Auch nichts für die anderen. Das ist nichts für Hände, die eine Hacke, ein Beil oder einen Hammer halten müssen.“

Auf der Hochebene bei diesem Stapel aus Holzscheiten und Ästen waren sechs Spieße. Auf die Spieße waren Lämmer aufgespießt und darunter brannte ein von Steinen umgebenes Feuer. Ich atmete auf: dieser Stapel aus Ästen und Holzscheiten in der Mitte war ihr Brennstoffvorrat. Die Menschenmenge hatte sich auf der östlichen Seite des Plateaus versammelt, alle waren festlich gekleidet, Männer und Frauen durcheinander.

Einige Flaschen kreisten in der Menge, augenscheinlich war es etwas Hochprozentiges, da jeder nur ein, zwei kräftige Schlucke davon nahm. Dann begann jemand, der allerdings nicht zu sehen war, mit einer heiseren, dennoch kräftigen Greisenstimme zu singen. Er sang einen kurzen Ausschnitt eines Liedes vor, es waren vielleicht fünf gleichmäßige Takte, und die Menge wiederholte, so schien es, diesen Teil des Liedes schallend und verzückt. Das Lied sprach von der Ehre, die einem gewissen Namen zukam, von der Ehre, Teil eines gewissen Stammes zu sein. Es gedachte des bösen Blutes und der Selbstsucht des Bösen, die zu einem Gemetzel führen können. „... einem Ge-me-tzel!“

wiederholte die Menge voller Leidenschaft, und ich hatte den Eindruck, dass sich manche von ihnen gegenseitig Blicke zuwarfen, andere wiederum mit ihren zornigen Blicken Einzelne aus der Menge fixierten, und sich zu guter Letzt die Mehrheit der Blicke auf Herrn Kubitschek und mich fokussierte. Verräter, prophezeite das Lied, führt der Weg einem schrecklichen Ende entgegen, sie könnten im *Rachen des Drachen* landen, worauf der Vers folgte: „Verdammt sei der, der seine Heimat verrät!“ Wir standen ein wenig abgesondert zwischen dem Chor und den Lämmern, die von der Wärme brutzelten, die die Steine abgaben, die die Feuerstelle umgrenzten; wir standen genau dort, wo uns Ždero zuvor abgesetzt hatte, neben einigen ebenfalls dort abgelegten Beilen, denen noch Spuren von Schafwolle anhafteten, und Messern, an denen das Blut noch nicht ganz getrocknet war. Neben uns lagen auch Felle verstreut, eines über dem anderen, und einer von denen, die die Bratenspieße drehen, kam immer wieder vorbei und verscheuchte mit einem Blätterast die Fliegen. Mich überkam das starke Gefühl, dass sich die Fliegen bald auch um meinen Körper scharen würden. Da ich mir unwillkürlich diese eingebildeten Fliegen vom Leib schüttelte, merkte ich gar nicht, dass das Lied zu Ende war und ein knorriger Greis mit einer bunten Seidenkrawatte, die ihm bis unter den Gürtel reichte, vor die Menge trat. Erst seine kraftvolle Stimme, die eher einem Schreien glich, lenkte meine Aufmerksamkeit auf ihn:

„Die Zeit ist angebrochen, um öffentlich das zu verkünden, was gesagt werden muss. Hebt den Stein, unter dem die Schlange verborgen liegt, und erschlagt sie entweder mit diesem Stein, oder mit einem Knüppel, oder mit einem Beil, oder mit dem, was euch sonst noch unter die Finger kommt. Erschlagt die Schlange in eurem Inneren, erschlagt



die Schlange des Menschen, erschlagt die Schlange, auch wenn sie euer leiblicher Bruder ist.

Ein Mann trat hervor und während er nervös von dem einen Fuß auf den anderen trat, erklärte er, Stjepan, der Amerikaner werfe seiner Frau, jedes Mal wenn er an ihr vorbeigehe, unanständige Blicke zu. „Der Hass darf uns nicht vergessen lassen, was uns verbindet, und auf diese Weise das gemeinschaftliche Interesse gefährden...“

„Gut“, sagte der Greis mit der bunten Krawatte. „Lege nun auch du, Stjepan, vor dem Heiligen Quirinus dar, warum du uns alle in Gefahr bringst. Doch die Lüge werden wir erkennen und ohne Gnade werden wir über dich richten, so wie es der Heilige Quirinus von uns verlangt.“

Der Aufgerufene trat hervor und sagte aus, er sehe Lukas Frau nicht auf eine andere Weise als alle schönen und ehrwürdigen Frauen an, also immer so, wie es sich auch geziemt. „Aber manchmal kommt es vor, dass jemand meine kleine Kopfbewegung falsch interpretiert, aber das erklärte ich einigen von euch bereits. Schuld daran ist mein Glasauge. Für euch hat es den Anschein, als ob ich schauen würde, aber ich sehe damit nichts, Leute. Immer wenn jemand von der linken Seite auf mich zukommt, drehe ich so weit wie möglich meinen Kopf, um den Menschen überhaupt erst zu sehen und ihm einen Guten Tag zu wünschen. Beim Heiligen Quirinus, das ist die reine Wahrheit.“

„So sei es!“, sagte der Alte mit der Krawatte. „Aber du weißt, dass man vor dem Heiligen Quirinus nicht lügt, erreicht uns aber dennoch ein zuverlässiges Zeichen, dass du die Unwahrheit sprachst, wirst du nie wieder das Dorf verlassen und lebendig wirst du unter der Klippe verscharrt werden, wie es die Tradition verlangt. Solange du nicht sündigst, bist du so rein wie die Sonne, die uns wärmt, und

Luka soll dir die Hand reichen, umarmt euch und verzeiht euch alles, was ihr voneinander dachtet oder gar hättet denken können. Und der Nächste trete vor den Heiligen Quirinus, der eine Ungerechtigkeit und Gefahr für die Gemeinschaft sieht, fühlt oder wittert.“

„Die Fremden...“ warf jemand aus der Menge ein, halblaut, und es hatte ganz den Anschein, als ob er nun seine Anklage vorbringen würde, und ein Murmeln erhob sich, ein Brodeln der Menge, das nichts Gutes verheißen konnte, doch entweder ließ der Sprecher von seinem Vorhaben ab, oder seine Anklage verlor sich unter den anderen Stimmen. Herr Kubitschek hob die Hand, alle verstummten und er tat einen Schritt vor.

„Heiliger Quirinus, heiliger Quirinus“, sprach er schallend. „Immerfort wiederholt ihr diesen Namen, aber den heiligen Quirinus wärt ihr nicht einmal dann fähig zu erkennen, wenn er leibhaftig vor euch stehen würde! Doch es ist nicht an mir, euch zu tadeln. Ich möchte euch sogar mein Lob aussprechen. Jedwede Traditionsverbundenheit, selbst wenn es sich dabei um eine vollkommen sinnentleerte und verlogene Tradition handelt – und sie alle sind meistens von dieser Art – ist dennoch ein gewisses menschliches Bestreben, dem universalen Vergessen die Stirn zu bieten.

Demnach gebührt euch meine Anerkennung, dass ihr euch mit euren bescheidenen Fähigkeiten dem Sturz unserer gesamten Zivilisation in den Abgrund des Vergessens widersetzt... Aber wenn euch eure Augen und eure Ohren euch nicht den richtigen Weg weisen, dann wird jedoch euer Gehirn begreifen, was es heute zu begreifen gilt, es wird begreifen, welcher Weg der richtige ist, der Weg, der euch wahrhaftig irgendwo hinbringt, zuerst der Weg, der Probleme und Bedrohungen auflöst, und danach der Weg,

der die Türen des Überflusses, des Wohlstandes und des Glücks öffnet!“

„Er sagte Weg! Ständig spricht er von einem Weg! Er denkt an eine Straße!“ warf jemand aus der Menge ein.

„Schweigt! Zügelt euer Mundwerk, wenn ihr nicht begreift, was ich sage. Ich stehe nicht vor euch, um mit Narren zu sprechen!“ rief Herr Kubitschek. „Ich kam hierher, um euch den Weg zu weisen, weil man nicht für immer am selben Ort bleiben kann. Um eures Glücks willen kam ich, wie ich gerade sagte, hierher. Das Geheimnis des Glücks ist die Freiheit. Und das Geheimnis der Freiheit ist Mut, sagte der berühmte Richenbergh. Dem möchte ich noch die Weisheit hinzufügen und unter Weisheit verstehe ich die Erfahrung der anderen. Weil sich alles schon einmal ereignete, und das, was euch nicht eingefallen ist, ersannen und probierten bereits andere. Der Heilige Quirinus weiß, was war, weiß aber ebenso, was sein wird. Wer ist dieser Heilige Quirinus überhaupt? Es handelt sich dabei nicht um einen christlichen Heiligen, wie euch Hochwürden hier bestätigen kann. Der urzeitliche Quirinus ist älter als das Christentum. Die Griechen nannten ihn Kairos. Von seinem Wesen zeugt ein antiker Dialog aus vorchristlichen Zeiten, ein Dialog, der euch die wahre Natur, den Sinn und die Bedeutung von Kairos näherbringen wird, dem ihr nur einen von vielen möglichen Namen verleiht. Hier, so verläuft dieser Dialog:

- *Wer bist du?*
- *Kairos, ich überhole alle.*
- *Warum gehst du auf deinen Zehen?*
- *Ich bin immer in Eile.*
- *Hast du gar Flügel auf den Füßen?*
- *Schneller bin ich als der Wind.*

– Warum drückst du das Rasiermesser so fest in deiner rechten Hand?

– Wie sonst sollte ich die Leute darauf aufmerksam machen, dass ich schärfer als eine Rasierklinge bin.

– Warum fällt dir eine Haarsträhne ins Gesicht?

– Damit sie jeder, der sich auf meinem Weg befindet, ergreife.

– Und hinten, warum bist du kahlköpfig?

– So groß auch ihr Wunsch sein möge, der, an dem ich vorüberfliege, bekommt mich nie mehr zu fassen.

Bei den Worten *bekommt mich nie mehr zu fassen*, begann das Publikum seine Zustimmung zum Ausdruck zu bringen, jemand schrie *So ist es*, andere griffen das ebenfalls auf, und Jubelrufe ertönten von allen Seiten.

„Ja, ich sehe, ihr begreift nun den Sinn meiner Worte“, sagte Herr Kubitschek, „aber diese letzten Worte sind nicht das Wesentliche... All dem, was ich bis jetzt sagte, könnt ihr entnehmen, dass Kairos als Gott des glücklichen Augenblicks in Erinnerung gehalten wurde, dieses rechten Augenblicks, der wie ein Blitz vorbeizieht und der, der ihn nicht ergreift, bleibt mit leeren Händen zurück. Manche betrachteten Kairos auch als Schutzherrn der Kleinkriminellen. Kränkt euch nicht aufgrund dessen, dass ein Teil dieser Bedeutung auch auf euch zutreffen kann. Kränkt euch nicht, denn ich biete euch Antworten auf Fragen an, die umso schwerer sind, weil ihr euch überhaupt nicht traut, Antworten auf sie zu finden.“

„Er droht uns!“, schrie jemand aus der Menge.

„Wieder vernehme ich die Stimme eines Narren!“ donnerte Herr Kubitschek. „Zum Glück handelt es sich nur um eine einzelne Stimme. Die Klugen aber werden ihre Zweifel für sich behalten und erst dann ihre Antwort anbieten,

wenn sie die Frage hören. Und die Frage lautet: Kann euer Wohlstand unverändert weiterbestehen, kann es für immer andauern? Stellt euch einen Menschen vor, der im Lotto gewonnen hat. Wir können hierbei von Glück sprechen, aber wir sollten ihm auch einen Teil des Verdienstes zuerkennen – er hat das Lotterielos gekauft. Nun besitzt er ein großes Vermögen, über das er vernünftig verfügen muss. Nehmen wir einmal an, dieser Glückspilz sei wirklich vernünftig und gehe auch wirklich vernünftig vor. Doch kein Moment des Glücks hält an. Der Augenblick des Gewinns ist angefliegen und schon wieder verflogen. Doch dieser Mensch will jeden Tag ein Gewinner sein. Wollt ihr etwa nicht auch jeden Tag Gewinner sein? Ist das überhaupt möglich? Tja, mit meiner Hilfe ist es das. Ich möchte euch anleiten, wie ihr ein neues Lotterielos erwerben könnt, wieder das Gewinnerlos.“

„Wir leben hier nicht von der Lotterie, sondern von unserer Arbeit!“, schrie eine neue Stimme aus der Menge.

„Bestens bin ich darüber im Bilde, wovon ihr lebt, aber ich weiß auch, dass ihr euch fragt, wie lange das noch alles andauern kann. Nicht die Straße ist eure größte Bedrohung. Es gibt auch dort Probleme, wo ihr sie nicht seht. Aber ich sage euch, es existieren Möglichkeiten, den Schwierigkeiten zu entgehen und dass ihr auch weiterhin die Gewinner seid, die ständigen Gewinner.“

„Wir sind ganz Ohr, wir sind ganz Ohr“ hörte man aus der Menge. „Der Mensch soll weitersprechen!“

„Ha! Ein Mensch, sagt ihr. Es ist kein Mensch, der gerade zu euch spricht, sondern der Heilige Quirinus, der Gott Kairos. Denkt ihr, dieser gegenwärtige Zustand kann ewig dauern? Nein, das denkt ihr nicht! Ihr wünscht euch, er dauerte fort, denkt ihr aber genauer darüber nach, könnt

auch ihr euch nicht von eurer Furcht befreien. Was etwa, wenn ein Feuer ausbricht und ein Hubschrauber mit Feuerwehrmännern kommt herbeigeflogen? Was, wenn eure Unterhändler auf irgendeine Art und Weise verunglücken, was, wenn die Polizei aus irgendwelchem Grund, den ihr gar nicht kennen könnt, sie ins Gefängnis steckt? Was, wenn jemand anfängt, mit hochmodernen Kameras aus der Luft völlig detailgetreue Aufnahmen eines jeden einzelnen Karststeinchens, insbesondere jedes einzelnen Pflänzchens, zu machen, für irgendwelche Internetkarten oder ähnliche Lügengeschichten? Was dann? Aber so lautet nicht die richtige Frage! Die richtige Frage lautet: Was kann man unternehmen, um jedwedem unglücklichen Ausgang, für euch unglücklichen Ausgang, zuvorzukommen? Die richtige Frage lautet: Was kann man vorweg unternehmen? Ist dem nicht so?“

„So ist es!“, tönte es aus der Menge.

„Zuerst möchte ich euch etwas über die Bürde der Sünde erzählen, die, das fühle ich, auf euch lastet. Schwer ist es, auf eine Weise zu wirken und zu leben, die den Regeln, die man sich selbst einmal zu eigen machte, zuwiderläuft und sich frei und rein zu fühlen. Jeder hat Gewissensbisse, auch wenn er nicht dazu bereit ist, das seinem Nächsten einzugestehen. Die, die noch nie die Beichte ablegten, heben nun den Arm!“

Sechs Arme gingen in die Höhe.

„Seht ihr, die Mehrheit legte sie ab, wären es aber nur zwei Personen, wären eure Sünden bekannt, und ihr würdet wissen, dass jemand davon weiß. Und das ist eine schwere Bürde. Gewinn ist Gewinn, Profit ist Profit, Verdienst ist Verdienst, doch auch ein ruhiger Schlaf ist Goldes wert. Und jeder einzelne von euch wäre glücklicher, könnte er

seinen Profit bewahren, sich gleichzeitig jedoch von seinen Schuldgefühlen reinwaschen. Ist dem nicht so?“

„So ist es!“, vernahm sich eine Frauenstimme, heiser, begleitet von einem Schluchzen.

„Gemeinsam werden wir nun einige Lösungsmöglichkeiten in Betracht ziehen, und dann werde ich euch die richtige offenbaren und ihr werdet begreifen, dass ich euch genau das mitteile, was ihr braucht. Wir müssen weise sein, ist dem nicht so?“

„So ist es! So ist es!“, schrie die Menge noch leidenschaftlicher.

Herr Kubitschek stand einen Augenblick lang reglos da, dann fasste er sich an die Stirn, als versuchte er, sich an irgendetwas zu erinnern. Mir schien, dass er murmelte: „Was ist so?“ Gleich darauf fuhr er aber hoch und verkündete schallend: „Na klar! Natürlich!... Das wollte ich sagen: Sicherlich kam jemandem von euch bereits in den Sinn, dass ein Teil des Gewinns abgezweigt werden sollte, und genug davon ist ja da, daran besteht überhaupt kein Zweifel, damit für eine größere Summe irgendwelche ausländischen Anwälte angeheuert werden, und die organisieren dann, nach ihrem besten Wissen, ein sogenanntes Lobbying und, warum die Wahrheit nicht aussprechen – den Kauf und die Bestechung derer, die es zu kaufen und zu bestechen gilt. Sie wären dazu fähig, die notwendige Stimmung zu schaffen, ausreichend Anhänger um sich zu scharen, und schon haben wir Parlamentsverhandlungen, und schon haben wir ein neues Gesetz zur Legalisierung von Gras. Das alles ist ganz und gar nicht unrealistisch. Gesetze sind so lange Gesetze, solange sie gültig sind, aber auch wenn sie gelten und wenn sie abgeschafft werden, darin steckt nicht unbedingt viel Logik. Warum ist in einem mediterranen

Land Bier verboten, Cannabis hingegen erlaubt? Warum? Weil es ihr Gesetz so will. Ich möchte damit sagen, es ist möglich, den Dingen auf dieser Ebene auch eine neue Wendung zu verleihen. Möchtest du etwas verkaufen, was das Gesetz nicht erlaubt, musst du zuerst die Politiker kaufen, die darüber entscheiden! Nehmen wir jetzt einmal an, die Aktion sei gelungen. Gras ist legal, es ist erlaubt, es zu produzieren, und öffentlich zu kaufen und zu verkaufen. Was würde dann passieren? Auf irgendwelchen Feldern im Norden und im Osten würde man hunderte von Traktoren anwerfen, Weizen- und Maisfelder niederpflügen und die Märkte mit Tonnen von Marihuana überschütten. Wie viel wäre dann Gras noch wert? Es wäre weniger wert als das gewöhnliche Gras, das die Schafe hier im Karst zwischen den Steinen aufspüren und emsig mit ihren Unterzähnen ausrupfen, da ihnen die oberen fehlen. Was hätten wir demnach erreicht? Nichts!“

„Recht hat er! Recht!“, vernahm man einige Stimmen.

„Wir könnten noch weitere Möglichkeiten erläutern, die zwar auf den ersten Blick klug erscheinen, aber ihr Resultat wäre dasselbe – ein großes Nichts. Gehen wir nun zur richtigen Lösung über, zu dem Weg, der uns zu unserem zukünftigen Wohlstand führt. Merkt euch die folgenden beiden Begriffe: Lokalrat und Elektrifizierung!

Übersetzt aus dem Kroatischen
von Anna Sophie Schwendinger

KAPITEL ZWÖLF

in welchem der bereits bekannte Feiertag erneut gefeiert wird, allerdings auf eine andere Art. Herr Kubitschek zeigt seine ungewöhnlichen Fähigkeiten und rät dann den Menschen zu etwas, was sie von ihm nicht erwartet hätten. Es wird auch über die Dankbarkeit der Menschen berichtet, obwohl diese Angelegenheit uns nichts Neues offenbart. Und dann, unerwartet, Mitzi, ah, Mitzi...

Als wir gestern Abend im kleinen Dorf ankamen, war ich so übermüdet, dass ich es kaum in jenes Zimmer im oberen Stockwerk schaffte, das Herr Kubitschek, Mitzi und ich uns teilen sollten, und das vom Wirt als Königsapartment bezeichnet wurde. Ich habe unsere nomadischen Begleiter fast darum beneidet, dass sie nirgendwo aufsteigen mussten, weil für sie eine Unterkunft bei den Maultieren und Eseln vorgesehen war, im Heu, direkt hinter dem Wirtshaus. „Anstrengung, die uns nicht umbringt, macht uns stärker. Friedrich Nietzsche!“, sagte Herr Kubitschek, ehe er sich quer über das Bett warf und zu schnarchen begann, noch bevor ich es schaffte, Mitzis Käfig in die Ecke zu stellen, so dass wir in der Nacht nicht darüber stolpern. Mitzi begann noch vor dem Morgengrauen zu miauen; einige Minuten später stellte ich fest, dass sie vor mir die Autogeräusche gehört hatte, die sich aus drei Richtungen näherten. Daraufhin vernahm ich auch das Blöken der Schafe, die vom Berghang kamen. Bevor wir ankamen, hatte uns Haafiz alles erklärt: Der Ort hieß Trima, der Name wurde von dem antiken Namen einer Festung abgeleitet, die sich zwischen dem Gebiet zweier römischer Legionen befunden hatte und ursprünglich Ultima Prima hieß. Dort kamen zwei Straßen zusammen, und die moderne Zeit fügte noch eine dritte

hinzu. Mit dem Auto konnte man den Ort von drei Seiten erreichen, begleitet von viel Staub, der die Landschaft neben den Straßen bedeckte, weil keine einzige asphaltiert war. Vom Ort aus führten nur Bergpfade weiter in die Berge, die von unseren Begleitern Ziegenpfade genannt wurden, auch wenn es angebrachter wäre, sie Eselspfade zu nennen, weil sich Esel auf ihnen am besten zurechtfinden. Der Wirt tischte einen kalten Braten und heißen Fladen auf, stellte Tassen mit Joghurt auf die dicke Eichtischplatte und kam zurück mit einem nicht aufgeschnittenen Käse-Rad, einem riesigen Messer und einer Schale mit Kügelchen, die offensichtlich aus zerstoßenen Walnüssen bestanden, die mit Honig zusammengeklebt und mit Zimt garniert wurden. Er blieb dann neben dem Tisch stehen und lehnte sich ein bisschen nach vorne, als ob er sich verneigen würde und fragte so, ohne sich aufzurichten und mit geneigtem Kopf: „Sind Sie es tatsächlich?“

„Ja, bin ich“ sagte Herr Kubitschek kurz und legte mit der Messerspitze kleinere Stücke des Fleisches auf seinen Teller, denn eine Gabel gab es nicht. Er riss auch einen Teil des duftenden Fladens ab und schob diesen in meine Richtung.

„Wirklich?“ wiederholte der Wirt.

„Wirklich“, bestätigte Herr Kubitschek etwas unverständlich, weil er bereits seinen Fladen kaute.

„Und das da“, der Wirt deutete auf mich, „ist wahrlich ein Engel, der Sie begleitet, Ihre Befehle ausführt und kleinere Wunder verrichtet, wenn ich mich nicht täusche, jene Wunder, um die Sie sich keine Mühe machen?“

Herr Kubitschek nickte und legte seine Handfläche als Zeichen der Entschuldigung, dass er nicht reden kann, während er Fladen und Schafsfleisch kaut, auf den Mund.

„Und das ist wirklich die Katze, von der man nicht weiß, ob sie eine Fee oder Hexe ist, sich aber sowohl in das Eine als auch in das Andere verwandeln kann, wenn Sie ihre Hilfe benötigen?“

Mitzi schleckte sich gerade ab, schluckte ziemlich gierig ein Stück Fleisch herunter und öffnete ihren Mund, von mir den nächsten Happen erwartend.

„Nicht du“, sagte Herr Kubitschek, als er geschluckt hatte, „er fragt nicht dich“, wiederholte er und streichelte Mitzi, die zwischen uns beiden auf der Bank saß, „sondern mich. Daher werde auch ich ihm antworten. Ja, das ist sie. Mitzi!“

Meine Hand mit dem Stück Fleisch verfolgend hob Mitzi den Kopf, senkte ihn anschließend wieder und es schien, als ob sie zustimmend nickte: Ja, das bin ich.

Der Wirt faltete seine Hände vor der Brust und meinte: „Danke dir, Gott! Dass ich das noch erleben darf!“

„Und woher kennen Sie uns?“, fragte Herr Kubitschek.

„*It fama per urbes!*“, sagt er. „Du liebe Zeit, ich habe den Kräuterschnaps vergessen. Aber vielleicht ist es noch nicht zu spät“, fügte er schnell hinzu und eilte davon.

„Er ist auf eine Missionarsschule gegangen“, meinte Herr Kubitschek.

Als wir das Wirtshaus verließen, fanden wir uns vor einer Menschenmenge wieder. Darunter waren auch die Langhaarigen, die zusammen mit Haafiz im Zelt unweit des Dickichts übernachteten. „Das sind sie!“, schrie einer der Langhaarigen. „Sie sind es!“, schrie noch jemand. „Er ist es, er!“, kreischte eine Frauenstimme. Ein großer Mann hob die Hände. Der Lärm und das Gemurmel verstummten, während er sich seinen Weg durch die Menge bahnte und auf uns zukam. Er hielt Herrn Kubitschek die Hand hin und sagte:

„Herzlich Willkommen. Ich wurde auserwählt, die heutigen Feierlichkeiten zu leiten. Ich bin der Kapitän und stehe Ihnen zur Verfügung.“

„Feierlichkeit?“, meinte Herr Kubitschek. „Uns wurde gesagt, dass heute Markttag ist, der große jährliche Markt.“

„Ja, das auch, aber der Markt ist nur ein begleitender Teil des Feierlichen. In dieser Gegend hier ehren wir den sogenannten Heiligen Kiros, den urzeitlichen echten Patron der guten Gelegenheiten.“

„Kairos!“ sagt Herr Kubitschek.

„Das kann man auch so sagen“, bestätigte der Kapitän. „Es heißt, dass die alten Römer und Griechen ihn so genannt haben. Einige nennen ihn Ćiros, aber wir feiern ihn als heiligen Kiros, auch wenn er kein Kirchenheiliger ist.“

„Haben wir nicht vor zwei Wochen...“, fing ich an, allerdings fiel mir der Kapitän ins Wort: „Auf der anderen Seite des Berges! Sie ehren ihn am falschen Tag. Das ist neumodisch. Wir hier sind Altchristen und ehren den richtigen Tag, ohne Rücksicht auf Veränderungen im Kalender.“

„Das ist wie der Tag der Oktoberrevolution“, sagte ich.

„Was denn nun für eine Revolution?“, fragte der Kapitän.

„Das war im alten Russland, eigentlich in der Sowjetunion. Sie haben den Beginn der Oktoberrevolution gefeiert, die sie die Große Oktoberrevolution nannten und die am 25. Oktober begann. Aber sie haben am 7. November gefeiert, zwei Wochen später.“

„Sehen Sie!“, sagte der Kapitän. „Das heißt, dass auch sie Altchristen waren!“

„Es ist uns eine Freude“, sagte Herr Kubitschek, „nein, es ist uns eine Ehre, an Ihrem Fest teilzunehmen, aber wir möchten nicht stören. Setzen Sie Ihre Feier fort und machen Sie mit dem weiter, was Sie vorbereitet und begonnen haben

und wir zwei werden spazieren, schauen und uns vor allem verneigen, wo es nötig ist.“

Der Kapitän verbeugte sich tief und die Menge teilte sich. Wir passierten Spieße, auf denen sich rohe Lämmer drehten, dann einen Zaun, der einen Bereich mit Vieh abgrenzte und gelangten zum Berghang unter dem Ort, an dem die staubigen Straßen trafen. Ein Teil der Menschen verstreute sich auf der breiten geneigten Ebene, aber einige folgten uns. Als wir den Berghang erreichten und wir uns den steinernen Grundmauern näherten, um die einige Menschen ihren Tätigkeiten nachgingen, kamen uns jene Personen, die mit uns gegangen sind, wieder so nahe, dass Herr Kubitschek mit den Händen ein Zeichen geben musste, damit sie sich etwas entfernten.

„Herr“, sagte eine ältere Frau mit einem Wolltuch am Kopf, „ich leide unter Kopfschmerzen, sie sagen Migräne und es tut schrecklich weh. Ich bitte Sie auf Knien, legen Sie mir Ihre Hand auf den Scheitel, um mich zu heilen.“ Die Frau versuchte wahrlich sich hinzuknien, aber Herr Kubitschek nahm sie an den Schultern und richtete sie auf. Er streckte seine Handfläche über ihren Scheitel aus und hielt ihn so einige Minuten, bis die Menschen verstummten. Es schien, dass sie noch nicht einmal atmeten.

„Ich spüre Wärme“, sagte die Frau und lächelte. „Danke, Herr, es tut nicht mehr weh!“ Sie nahm Herrn Kubitscheks Hand und küsste seinen Handrücken.

„Mir tut auch der Kopf weh“, sagte ein Mann in zerknitterter Kleidung und drängte sich an den Platz der Frau. Er verströmte den säuerlichen Geruch eines Betrunkenen.

„Ihnen kann ich nicht durch Handauflegen helfen“, erwiderte Herr Kubitschek. „Ihre Kopfschmerzen stammen vom Trinken. Ihnen werde ich mit einem Ratschlag helfen.“

Finden Sie hier irgendwo eine trockene Stelle, legen Sie sich auf den Rücken und platzieren Sie unter Ihrem Kopf einen flachen Stein, eine Platte, die mindestens fünf Zentimeter dick ist, aber nicht mehr als zehn. In einer Stunde oder ein wenig später werden Sie ohne Kopfschmerzen aufwachen.“

Um uns herum schäumte Geflüster hoch, das bald zu einem Gemurmel wurde, weil jeder versuchte, trotz des Wunsches leise zu sein, um sozusagen etwas im Vertrauen mitzuteilen, jemanden in der Nähe zu übertönen, deswegen konnte man aus diesen verschmolzenen Tönen nur einzelne Worte erkennen, die eigentlich der Kontext einigermaßen verständlich machte. „Wundertäter, Wunderheiler, Weiser, Heiliger, Magie, Geheimkräfte, bloß keine schwarze Magie, wen der verflucht...“, kreisten die Worte um uns. Es tauchte der Kapitän auf. Freundschaftlich klopfte er mir auf die Schulter, umarmte mich beinahe, wagte es nicht, Herrn Kubitschek übertrieben nahe zu kommen, aber es schien, dass er mit dieser Geste vor der versammelten Masse genügend demonstrierte, wie nahe er den ehrbaren Gästen stand.

Aus dem Kroatischen
von Carmen Gorićanec





SLAVENKA DRAKULIĆ, Journalistin und Schriftstellerin, wurde 1949 in Rijeka geboren. Bislang veröffentlichte sie dreizehn Bücher, wovon einige in über zwanzig Sprachen übersetzt wurden. Das amerikanische Verlagshaus Penguin gab sechs Titel von Drakulić heraus.

In ihren publizistischen Werken beschäftigt sie sich meistens mit dem Postkommunismus und dem Krieg. Ihr erstes publizistisches Buch *Smrtni grijesi feminizma* („Die Todsünden des Feminismus“, 1984) ist einer der ersten Beiträge zum Feminismus in Kroatien. Es folgen *Kako smo preživjeli komunizam i čak se smijali* („Wie wir den Kommunismus überlebten und dabei sogar lachten“), „Balkan Express“, „Café Europa“, *Oni ne bi mrava zgazili* („Sie würden keine Ameise zertreten“) – für dieses Buch erhielt sie 2004 bei der Buchmesse in Leipzig den Preis für europäische Verständigung – *Tijelo njenog tijela* („Körper ihres Körpers“) und *Basne o komunizmu* („Tierfabeln über den Kommunismus“).

In ihrem literarischen Schaffen widmet sie sich weiblichen Körpern, Krankheiten und Traumata. Sie veröffentlichte die Romane *Hologrami straha* („Hologramme der Angst“), *Mramorna koža* („Marmorhaut“), *Božanska glad* („Göttlicher Hunger“), *Kao da me nema* („Als ob es mich nicht gäbe“), *Frida ili o boli* („Frida oder Über den Schmerz“) und *Optužena* („Die Angeklagte“).

Sie lebt in Kroatien und Schweden. In den Zeitschriften und Zeitungen *The Nation*, *The New Republic*, *The New York Times Magazine*, *The New York Review Of Books*, *Süddeutsche Zeitung*, *Internazionale*, *Dagens Nyheter*, *The Guardian*, *Eurozine*, um nur einige zu nennen, sowie in lokalen Medien wurden ihre Texte veröffentlicht.

SLAVENKA DRAKULIĆ

Dora und der Minotaurus

Es gibt ein Foto, das ganz am Anfang unserer Beziehung am Strand aufgenommen wurde. Darauf stehen wir beide bis zu den Hüften im Meer. Das Foto ist mir am liebsten, weil wir darauf irgendwie anders als auf den anderen gemeinsamen Fotos aussehen. Wir sehen glücklich aus. Ich würde nicht sagen, dass ich lächle, aber in meinem Gesicht zeichnet sich der Hauch eines Lächelns ab, für mich so ungewöhnlich. Offensichtlich überrascht vom Fotografieren, ohne Maske und Schminke, sehe ich viel jünger aus. Mit den nassen, verklebten Haaren und offenem Gesicht ähnele ich in keiner Weise jener geheimnisvollen, hochmütigen Frau mit dem versteinerten Gesicht, die sich immer in Pose wirft. Ich strahle eine gelassene Zufriedenheit aus. Ich trage einen komischen zweiteiligen Badeanzug, der mir nicht steht, und um den Hals eine Kette, die ich damals gerne hatte. Er wirkt auch etwas überrascht, aber entspannt. Auf diesem Foto, vielleicht wegen seines Gesichtsausdrucks, bei dem die leicht angezogenen Mundwinkel die senkrechten Falten betonen, sieht Picasso schön, männlich, ernsthaft aus. Wir berühren uns nicht. Ich liebe das Foto, weil man darauf erahnen kann, dass wir uns bereits berührt haben, dass wir uns, nur einen Augenblick bevor wir ins Wasser gingen, geliebt hatten. Wer auch immer uns damals foto-

grafiert oder nur vom Strand aus beobachtet hat, konnte das bemerken. Ich erinnere mich, dass ich, neben ihm im lauwarmen, seichten Wasser stehend, während uns die untergehende Sonne wärmte, ein starkes Gefühl der gegenseitigen Zusammengehörigkeit hatte. Jene vollkommene Gemeinsamkeit, die die meisten Paare selten erleben und die noch seltener anhält.

Aber obwohl ich von unserer Beziehung berauscht war, ist mir dieser Sommer wegen einer Sache in quälender Erinnerung geblieben. Seit dem 18. Juli wütete in Spanien der Bürgerkrieg. Mougins erreichten dramatische Nachrichten. Allerdings benahmen sich die Freunde in meinem Umfeld, vielleicht gerade wegen des Entsetzens, das sie fühlten, als ob sie in einer anderen Welt lebten. Ich hatte den Eindruck, dass sie nicht ausreichend empfindsam waren oder dies zumindest nicht zeigen wollten. Ob ich naiv war, weil ich glaubte, dass die Nachricht sie dazu bewegen würde, sich zu engagieren? Picasso war bereits weltberühmt, sein Engagement auf der Seite der Republik hätte sicherlich Resonanz gehabt. Aber er war erstaunlich passiv. Er vermied es zwar nicht, darüber zu reden, war auch besorgt über seine Mutter und Freunde in Barcelona, verspürte aber nicht das Bedürfnis, etwas zu tun, ihnen mit einer Geste zu helfen, ihnen Geld zu schicken oder seine Mutter zu sich nach Paris zu holen. Geschweige denn, dass er sich in irgendeiner Art und Weise öffentlich engagiert hätte. Paul, rücksichtsvoll und diskret wie er war, wusste nicht, wie er ihn motivieren sollte.

Ständig war ich krank. Ich litt an Migräneanfällen, an Depression, die ich damit behandelte, dass ich noch mehr als gewohnt trank, aber auch mit jeder anderen Art der Übertreibung. Das offensichtliche Missverhältnis zwischen

den Kriegsnachrichten und unserer Lebensweise, zwischen diesen zwei so unterschiedlichen Realitäten, trieb mich zur Weißglut. Wut erfüllte mich, während ich am Strand die sonnengebadeten Körper unserer Freunde betrachtete und schlug in Schmerz um. So als ob körperliches Leiden der einzige Ausweg aus dieser seelischen Situation wäre.

Erst jetzt sehe ich den Zusammenhang zwischen den schlechten Nachrichten und dem Vergnügen, mit dem wir ins Meer sprangen, laut lachend wie Kinder, die, ohne ihre Umgebung wahrzunehmen, spielen und sich dann erschöpft in den Sand fallen lassen. Oder bis spät in die Nacht tafelten, Wein tranken, Sternbilder auf dem Nachthimmel suchten. Es schien, als ob wir uns, je schlimmer die Nachrichten waren, umso mehr dem Genuss hingaben. Darin lag Trotz und Verzweiflung. Vielleicht suchten wir nach einer Bestätigung, dass wir lebendig sind?

An einem Juliabend näherte er sich mir in unserem Zimmer von hinten und umfasste fest meine Taille. Er hatte starke Arme, grobe Hände, sonnengebräunte Haut. Mit Leichtigkeit hob er mich hoch, warf mich aufs Bett und stürzte sich auf mich. Durch das offene Fenster hörte ich auf der Terrasse Pauls Stimme und Nuschs Lachen. In dem noch von der Nachmittagssonne warmen Zimmer sah ich durch die halbgeöffneten Augen sein Gesicht über mir und spürte sein Gewicht, seine Stärke. Zu Beginn unserer Beziehung gefiel mir seine Grobheit und gab mich ihr gerne hin. Die Art wie er sich mir plötzlich näherte und mich packte, ohne zu fragen, als ob ich sein Eigentum wäre. Damals war das für mich ein Zeichen der Liebe.

Später schreckte mich seine Stimme aus dem Schlummer auf. Dora, ich zeige dir, was ich heute Nachmittag gezeichnet habe! Er schaltete das Licht ein und auf dem Bett

vor mir lag eine kleine Zeichnung einer Frau und eines Mannes mit dem Kopf eines Stiers. Das sind du und ich, siehst du, Dora und der Minotaurus, sagte er stolz, während er mit dem Finger auf das Papier zeigte und meine Reaktion abwartete.

Die Zeichnung ist brutal. Ich hasse sie. Ich liebe sie. Ich werde mich niemals von ihr trennen.

Darauf taucht aus dem in Rot gehaltenen Hintergrund ein gespreizter weiblicher Körper in einer unnatürlichen Haltung empor, ausgebreitet unter dem bedrohlichen schwarzen Körper mit dem riesigen Kopf. Der Stier schiebt mit Gewalt ihre Beine auseinander und spreizt sie noch mehr, um so ihr Geschlecht zur Gänze zu entblößen, während er mit der anderen Hand nach ihrer Brust greift. Die Frau wehrt sich nicht, aber sie schaut ihn auch nicht an. Sie ist passiv. Im Vordergrund ist ihre Hand mit Armreif und lackierten Fingernägeln. Aus ihrer Geste lässt sich nicht erkennen, ob sie versucht, sich dadurch zu schützen, indem sie seine Hand wegschiebt, oder ob das nur eine Pose ist.

Aus dem Kroatischen
von Ines Sauer



Offensichtlich kann sie nichts anderes tun, als sich dem kräftigen Tier hinzugeben, bei dem nicht klar ist, ob es sie im nächsten Moment in Stücke reißen, beißen, oder vergewaltigen wird. Als ob es ihr sagen würde, ich werde es dir zeigen, du wirst meine Macht zu spüren bekommen. Du kannst mich nicht ohne Weiteres verführen, sagt es ihr. Ich bin dein Gebieter. Ich werde dich bezwingen! Aber ihr weicher, weißer Körper vermittelt keine Anspannung, sondern Hingabe. Sie gibt sich ihm hin, breitet sich unter ihm aus wie ein Teppich.

Ich erinnere mich, im Zimmer herrschte plötzlich eine unangenehme Stille. Ich weiß nicht, wie lange ich mir die Zeichnung ansah, ohne etwas zu sagen. Enttäuscht von meiner Reaktion, verließ Picasso das Zimmer und schloss sich Paul und Nusch an.

Ich hasse die dunkelrote Farbe, mit der er den Hintergrund malte, ich hasse sie heute noch. Und wie sie ins Orange und Gelbe übergeht. Die Zeichnung braucht keine Farbe, insbesondere nicht die Farbe des Blutes. Die ganze Szene ist blutig, und das wäre sie auch in schwarz-weiß gewesen. Aber Picasso konnte der Dramatisierung nicht widerstehen. Ihm genügte die Macht des schwarzen Stiers und das hilflose, zerfleischte Weiß der Frau nicht. Er musste sich des Blutes bedienen, der Röte, die die Opferungsabsicht unterstrich. Es ist offensichtlich, dass sich die Szene in der Arena und zugleich auf der Theaterbühne abspielt, der Akt, der vollzogen werden wird, hat nichts Intimes. Im Gegenteil, der Minotaurus braucht ein Publikum, Augen, eine Menge Augen. Er sehnt sich nach einer Machtdemonstration vor den anderen, nach ihrem Beifall, ihrem Zuruf. Bravo, du bist der Beste! Zeig's ihr, gib's ihr! Fast höre ich das Johlen der Menge, das Anfeuern, die Aufregung steigt.

Ich legte das Kissen über meinen Kopf und tauchte in die Dunkelheit ab, in die Stille. Ich konnte nirgendwohin mehr flüchten. Das Schrecklichste daran war, dass ich es nicht einmal wünschte. Obwohl die Gefahr nicht nur angedeutet war, sie war da, ich verspürte sie deutlich in meinem Körper.

Immerhin war ich das auf dem Bild. Nicht Olga, nicht Marie-Thérèse, und auch keine seiner anderen beiläufigen Liebhaberinnen, an deren Namen er sich nicht erinnerte.

Ich war die Auserwählte, ich war die Siegerin, die Gebrandmarkte. Die Seine.

* * *

Ich reagierte auf dieses Bild sehr emotional. Ich war stolz, so eitel wie ich eben bin. Doch gleichzeitig reagierte ich negativ, etwas auf dem Bild hat mich zutiefst beunruhigt. Nicht der bedrohliche, finstere, gewalttätige Ton des Bildes, sondern mein Gesicht, das keine Angst zeigt. Der Betrachter kann nicht eindeutig wissen, ob die Frau genießt oder leidet. Ein Maler von geringerem Format würde der Versuchung nicht widerstehen, eine eindeutige Emotion darzustellen, sondern würde eine hilflose Frau malen, die sich nicht wehren kann und sich deshalb hingibt, aber in ihrem Gesicht zeichnet sich der Schrecken ab. Doch Dora auf dem Bild ist ruhig, blickt in die Ferne, über den Minotaurus hinweg, als ob sie etwas erwartet – vielleicht ein Vergnügen. Ist das nicht eine ganz klare Prophezeiung unserer perversen Beziehung?

Ich glaube, dass genau diese Dualität interessant ist, ja sogar die Vielfalt verschiedener Empfindungen, die das Bild hervorruft. Deshalb verwirrt mich das Gesicht der Frau im Bild auch heute noch: es wurde gerade deswegen so ge-

malt, um dem Betrachter verschiedene Möglichkeiten zur Interpretation ihrer Gefühle zu suggerieren, die masochistischen nicht ausgeschlossen. Aber so sehe ich das Bild nur, wenn ich es schaffe, die Frau im Bild nicht als mich selbst wahrzunehmen. Betrachte ich das Bild jedoch mit dem Bewusstsein, dass es sich um mein Gesicht handelt, begreife ich, dass Picasso, als er mich malte, in mir noch immer die ehemalige Geliebte von Bataille sah. Als Mann und Maler fand er mich gerade deswegen anziehend. Ich bin eine Frau, die auch in einer untergeordneten Position Arroganz zeigt. Aber eine derartige Frau muss ein Mann überwältigen, sie muss sich an den Schmerz und die Aufregung gewöhnen, die der Schmerz mit sich bringt. Ihre einzige Verteidigung ist die Gleichgültigkeit und Selbstbeherrschung, die den Minotaurus noch wütender und rachsüchtiger macht.

Und noch etwas erahne ich heute auf dem Bild... das wilde sexuelle Begehren des Minotaurus, der, weil er zur Hälfte ein Tier ist, nicht an eine bestimmte Person gebunden ist. Obwohl es sich um mein Gesicht handelt, ist die Frau unter dem Stier nicht nur ich, sondern irgendeine Frau. Dem Stier war es gleichgültig.

* * *

Natürlich, als ich die Zeichnung sah, dachte ich zuerst an den Mythos des Minotaurus, ein Mann mit einem Stierkopf, dessen Mutter, die Frau des Königs Minos, Pasiphae, von einem Stier befruchtet wurde. Ein wunderschöner weißer Stier, den Minos Neptun nicht opfern wollte, weshalb dieser grausam Rache übte. Minos baute ein Labyrinth, in das er den Minotaurus sperrte, und warf ihm alle neun Jahre die schönsten Jungfrauen und Jünglinge aus Athen zum Fraß vor.

Das Labyrinth ist ein furchtbarer, einsamer Ort ohne Ausweg. Der Stier-Mensch weiß das sehr wohl, daher seine Melancholie. Eine traurige Bestie, die Menschenfleisch frisst, um zu überleben. Ein Kannibale, bei dem ich mir manchmal vorstelle, wie er verzweifelt durch die endlosen Gänge umherirrt und brüllt, mit dem Kopf gegen die Wand schlägt, weil es in seinem Leben keine Gesellschaft, keine Liebe, keine Hoffnung gibt. Er wartet nur auf den Tod, aber Theseus, der griechische Held, der seinem qualvollen Leben mit Ariadnes Hilfe ein Ende setzen und die athenischen Opfer rächen wird, ist noch nicht angekommen. Und in Picassos Fall wird er auch niemals ankommen. Der mythische Minotaurus wünscht sich den Tod, weil er sein einziger Ausweg aus seinem Leid ist, an dem er selbst keine Schuld trägt.

Ist der Minotaurus schuld an seiner kannibalistischen Natur? Picasso ist genauso, wie der gefangene Stier im Labyrinth, ein Gefangener seiner Kreativität. Er fürchtet sich vor dem Tod und strebt nach Unsterblichkeit, weshalb er das Urteil, im Labyrinth zu leben, akzeptiert, unter der Bedingung, malen zu können. Auch er lebt von anderen, er zieht die Energie aus anderen Menschen, die sich in seinem Fall freiwillig opfern. Doch seinen Opfern fällt es vielleicht leichter, weil sie nicht begreifen, dass sie Opfer sind.

Das klingt wie Mitleid. Wirklich, habe ich Mitleid gegenüber dem Minotaurus? Gegenüber Picasso? Wer bin ich, dass ich ihn bemitleide? Worin bin ich ihm überlegen – denn derjenige, der Mitleid empfindet, zeigt in Wahrheit seine Überlegenheit, nicht wahr? Spricht aus mir der Hochmut? Nein, so verteidige ich mich. Arroganz ist meine einzige Abwehr, die Abwehr eines Opfers, das dem Minotaurus Auge in Auge gegenübersteht. Das sieht man auch im Gesicht der unterworfenen Frau in der Zeichnung. Und



BRENUDA
moj otok!

doch, mein Schicksal war das gleiche, wie das der Jungfrauen und Jünglinge, die ihm der König schickt – der Tod.

Picasso hat auch die etwas anderen Bilder von mir gemalt, besonders zu Beginn unserer Beziehung. Das bezaubernde *Dora Maar sur la plage*, ein Bild von mir am Strand, es entstand bald nach dem Bild mit dem Minotaurus. Im Vordergrund steht das Gesicht, mit kurzem Haar, das vom Wind verweht wird. Die Augen weit geöffnet, mit einem warmherzigen Blick und einem Hauch von Melancholie auf den Betrachter gerichtet. Die Zeichnung verströmt Frieden und Zärtlichkeit, die sich, befürchte ich, nie wieder in den anderen Zeichnungen wiederfanden. Im Meer und in meiner Haut dominieren Pastelltöne, als ob er eine ganz junge Frau malt. Als ob keine Begegnung mit dem Minotaurus stattgefunden hätte.

Als ob sich zwischen ihnen nichts abgespielt hätte.

Dora-Adora sieht aus, als sei sie noch dieselbe Frau, die sie vor dem Treffen war, unberührt von seiner Grobheit, sagte ich zu Jacques. Das verwirrt mich. Noch immer? – fragte er mich. Ja, ich gebe zu, dass die Zeichnung noch immer Macht über mich hat, antwortete ich. Heute noch würde ich dasselbe zu ihm sagen.

Es hat sich gezeigt, dass Dora und der Minotaurus nicht nur der Titel des Bildes war, sondern ein Zeichen. Unsere ganze zukünftige Beziehung war darin enthalten – mein gezähmter Blick und sein kräftiger Körper über mich gebeugt. Unsichtbare Augen auf uns gerichtet. Domination, Submission – all das, was sich erst in den sieben gemeinsamen Jahren verwirklichen wird. Während er mich malte, war es so, als ob er bereits wusste, was mit mir geschehen würde, und das machte ihn zu einem genialen Maler. Denn Picasso hat sich selbst gekannt.

* * *

Es genügte mir nicht, nur Picassos Modell zu sein, bald wünschte ich mir mehr. Sogar noch mehr als den Status der offiziellen Geliebten, *amante officielle*. Denn schließlich setzt der Titel der offiziellen Geliebten die Existenz einer Ehefrau voraus, Olga. Und außer ihr noch die heimliche Geliebte Marie-Thérèse, die ihm vor kurzem ein Töchterchen zur Welt gebracht hat, Maya. Allerdings hat sich Picasso weder gerechtfertigt, noch versprochen, dass sich irgendetwas ändern würde. Ich war diejenige, die sich der vorgefundenen Lage anpassen musste. Und nicht nur er hat erwartet, dass ich das alles akzeptiere, sondern auch unser ganzer Freundeskreis. Ich gehörte der surrealistischen Avantgarde an, ich war die Ex-Geliebte von Bataille – sollte ich mich etwa wie eine Kleinbürgerin benehmen und Picasso eifersüchtige Szenen machen? Er würde das sogar mögen, weil ihn meine Ruhe mehr als alles andere verrückt machte, die Tatsache, dass ich mich nicht vor anderen provozieren ließ.

In unserem Freundeskreis wurde von mir der Beweis erwartet, dass ich über diesen banalen Emotionen und gewöhnlichen Liebesbeziehungen stehe. Als allererstes musste ich mich selbst davon überzeugen, denn wie könnte ich sonst mit ihm zusammenbleiben? Olga ist schon grob beiseitegeschoben worden. Ich bemitleidete sie. Und die Andere? Sie war eine naive, ergebene junge Frau, nach dessen Körper es ihn in einem Moment gelüstet hatte. Aber als sein Interesse an ihr erlosch, band sie ihn durch ein Kind an sich. Er ginge nur zu ihr, um mit der Kleinen zu sein, redete er mir ein. Es gab nichts Anderes, worüber sie sprechen konnten. Das wiederholte ich mir selbst immer wieder, aber nichts lag weiter von der Wahrheit entfernt. Er

stritt mit Olga und ihren Anwälten wegen der Scheidung. Marie-Thérèse war er ergebener als jeder anderen Frau, aber er zeigte sich nicht mit ihr in der Öffentlichkeit. Ihr Geheimnis lag darin, dass sie nicht viel verlangte. Nichts interessierte sie, was außerhalb der vier Wände im Haus geschah, in dem er die Rolle des fürsorglichen Ehemanns und Vaters spielte. Und ich? Ich war davon überzeugt, dass ich anders war als sie alle. Ich war eine Künstlerin und Intellektuelle, noch dazu politisch engagiert. Ich verdiente mir mein Geld selbst. Ich wünschte mir, dass Picasso es anerkannte und mich mit Respekt behandeln würde.

Aus dem Kroatischen
von Uroš Đokić





KORANA SERDAREVIĆ wurde 1982 in Zadar geboren, wo sie auch die Hauptschule und das Gymnasium besuchte. An der Philosophischen Fakultät in Zagreb machte sie ihren Diplomabschluss in Kroatistik und Vergleichenden Literaturwissenschaften. Sie war als Kulturjournalistin beim Tagesblatt *Večernji list* und der Wochenzeitschrift *Forum* tätig, des Weiteren Mitarbeiterin bei mehreren Wochenjournalen und Internetportalen. Seit 2013 unterrichtet sie am Gymnasium und übersetzt freiberuflich aus dem Englischen. Im Jahr 2013 erhielt sie zweimal den ersten Preis für ihre Kurzgeschichten: den Ranko-Marinković-Preis für die Kurzgeschichte *Krivosas* („Vierstreifennatter“) und den Zlatko-Tomičić-Preis für *Ptice* („Vögel“). Mit dem Ranko-Marinković-Preis für Kurzgeschichten wurde sie ein zweites Mal 2016 ausgezeichnet. Ihre Texte wurden in allen relevanten Literaturzeitschriften veröffentlicht sowie im Dritten Programm des kroatischen Rundfunks.

KORANA SERDAREVIĆ

Nachtschwärmer

Es hätte nicht so enden müssen. Es ist dunkel. Es ist kalt. Heute Nacht wird er etwas tun.

Schon lange schläft er nachts nicht. Immerhin, er geht nicht aus, er zwingt sich zu keinem Spaß. Er durchstöbert nicht einmal Internetseiten. Er sieht keine Filme. Erst recht nicht zu Ende. Nachts tut er das nicht mehr.

Sie war noch vor kurzer Zeit hier. Vielleicht war die Zeit auch gar nicht so kurz. Vielleicht vor drei Monaten. Sie war lange nicht hier. Vor allem nachts ist sie nicht hier, wenn man vergessene Dinge nicht sieht. Das Tuch zerknüllt auf der Couch. Eine Frauenzeitschrift. Watte zum Abschminken im Bad, unter dem Spiegel. In der dritten Schublade des Schrankes: Socken mit kleinen roten Herzen.

Sie sagte alles Mögliche. Sie sagte nicht, dass sie ihn nicht liebte. Sie sagte: „Man kann jeden lieben.“ Von den frisch gewaschenen Haaren rutschte ihr eine Haarspange mit einer schwarzen Schleife hinunter. Ihre Hände pflegte sie mit einer Creme, die nach Erdbeeren roch. Ihr Handy lag am Tisch immer mit dem Display nach unten.

Dinge ändern sich schnell, bleiben aber dennoch immer gleich. Er hat den gleichen Job, arbeitet genauso wie früher. Der Kaffee ist morgens am Tisch, die Kollegin gegenüber

lacht immer zu laut. Oder sie ist erst jetzt zu laut geworden, da ist er sich wirklich nicht sicher.

Wenn es Nacht wird, lässt er die Rollläden nicht mehr runter. Irgendwann einmal hat er dies getan, für sie, sie mag das so. Sie rollt sich in diesen dreißig Quadratmetern wie ein blinder Maulwurf zusammen und stopft sie mit ihren Dingen voll. Früher schien es, als gäbe es so wenig von seinen Dingen. So war es, noch vor kurzer Zeit. Oder vor einigen Jahren.

Schon lange lässt er nachts die Stadt durch seine Fenster in die Wohnung hinein, er erlaubt ihr sich auf der Oberfläche seiner Schränke, Tische und Parkettböden zu tummeln. Die Welt stürmt hinein mit so vielen Fingern, dass es dort für ihn keinen Platz mehr gibt.

Er geht in Richtung ihres Hauses, die Nacht ist breit wie ein gemähtes Feld. Unter den Füßen sind nur scharfe Kanten der Einsamkeit. Manchmal glaubt er, das Leben nun besser zu verstehen. Während er geht, schaut er um sich, er bewundert jede Gleichgültigkeit, als sei es reine Schönheit. Sie war schön, aber nicht besonders. Sie war nur seinetwegen besonders, vermutet er. Er geht immer schneller. Seine Hände haben den Rhythmus verloren, müßig streichen sie die Haare von der Stirn und verschwinden in den leeren Hosentaschen.

Was will er eigentlich? Was wird er machen, wenn er ankommt? Was kann er jetzt ändern? Es regnet nicht und es ist ruhig. Er wird nicht beim Kiosk stehen bleiben, er wird keine Zigarette anzünden. Er wird nichts machen, außer als an sein bemitleidenswertes Ziel ankommen. Ein derartiges Ziel kann keinen Sieg bringen.

„Wir haben nichts zu bereden, wir haben genug geredet.“ Sie genoss das, ihm kam es so vor, als sei sie weit über

ihn emporgeschneilt. Das machte ihn wütend. Er warf ihr die Tasche in die Arme, auf den Boden fiel ein kleines Necessaire, in dem ihre Schminke war, sie schaute sein zerstreutes Inneres erschrocken an. Er fluchte, während er sie Richtung Tür stieß. Es war eine Nacht genau wie diese.

Während er geht, reihen sich die Bilder in seinem Kopf wie eine Diashow. Er erinnert sich an jedes Detail, aber das Gesamtbild kann er nicht erfassen. Er erinnert sich, wie die Tür hinter ihrem Rücken zuschlug, aber er wusste nicht wohin sie ging.

Ihr Handy, mit dem Display nach unten, blieb auf dem Tisch. Er bemerkte es, als es aufleuchtete: „pass auf dich auf kleines“. Eine Nachricht ohne Häkchen, Großbuchstaben, Unterschrift. Er rief diese Nummer an, doch als sich eine Männerstimme meldete, brach er die Verbindung ab. Er bekam Angst. Jetzt hat er keine Angst mehr, denkt er zumindest. Ihr Held in kleinen Dingen, ein verlassener Köter, Nachtschwärmer.

Er ist angekommen. Das Wohnhaus sieht aus wie jedes andere. Ihr Zuhause ist ein gemietetes Stockwerk, zwei Reihen über dem Boden. Ein bläulich beleuchtetes Fenster blickt auf die Straße und winkt mit weißen Vorhängen. Nicht aufgeben. Er steht auf dem Gehsteig. Jemand geht vorbei, er zieht sich ein paar Schritte nach hinten zurück. Er macht immer Platz für andere, drängt sich nicht auf, drängelt nicht, stellt sich niemandem in den Weg.

Er bleibt im Schatten. Es ist Nacht und sie ist nicht da. Die Fenster der anderen Zimmer sind leer und schwarz und er stellt sich Menschen vertikal geordnet in ihren Betten vor. Sie atmen einer über dem anderen, einer drückt dem anderen auf die Träume. Und sie ruht irgendwo. Er ist alleine und draußen ist es Nacht.

Die Stille hat ihn in die Erde gegraben und das Selbstmitleid macht ihn wütend. Er steht dort wie ein dünner, trockener Baum und sein Blick klebt am Fenster.

Plötzlich: Da ist sie. Sie geht ans Fenster, fängt an die Rollläden herabzulassen und dann hört sie damit auf. Sie sieht geradewegs in die Nacht, es scheint, als sähe sie ihn. Und dann hebt sie ganz langsam und ruhig die Hand und öffnet die Handfläche. Er erstarrt vor aufquellender Hoffnung und sein Körper erscheint aus dem Dunkeln. Sieht er gut oder kommt es ihm nur so vor?

Einige Augenblicke starrte er in das gefrorene Bild am Fenster: Das ist eine Frau mit erhobener Handfläche. Lässig hob auch er seine Hand und winkte ihr zum Gruß. Sie lächelte, drehte sich um und verschwand im gefühllosen Gebäudekörper.

Alle Lichter gingen aus und die Nacht kam vollständig auf ihre Kosten.

Aus dem Kroatischen
von Katrin Divković





NEBOJŠA LUJANOVIĆ wurde 1981 in Novi Travnik (Bosnien und Herzegowina) geboren. Seine Zeit verbringt er mit Schreiben, wissenschaftlicher Arbeit und Marathonlaufen. Er lebt in Split und arbeitet als höherer Dozent an der Philosophischen Fakultät. Seinen Diplomabschluss in Politologie machte er an der Fakultät für politische Wissenschaften, die Diplomabschlüsse in Soziologie und Vergleichenden Literaturwissenschaften an der Philosophischen Fakultät in Zagreb. Dort erhielt er 2012 auch die Doktorwürde im Gebiet der Literaturtheorie. Lujanović verfasste zahlreiche Erzählungen, Essays, Reiseberichte, Literaturrezensionen und wissenschaftliche Arbeiten. Seine Arbeiten wurden in in- und ausländischen Literatur- und Fachzeitschriften herausgegeben. Folgende Prosawerke sind veröffentlicht worden: der Roman *Stakleno oko* („Das Glasauge“, Parnas, 2007), der Erzählband *S pogrebnom povorkom nizbrdo* („Bergab mit der Begräbnisprozession“, Algoritam, 2008), der Roman *Godina svinje* („Das Jahr des Schweins“, Algoritam, 2010) und der Roman *Orgulje iz Waldsassena* („Orgeln aus Waldsassen“, EPH – Liber, 2011). Während seines Studiums ruderte er für den Ruderverein Zagreb, danach wurde er Marathonläufer. In Kürze erscheint sein neuer Roman und Lujanović nimmt an seinem fünften Marathon teil. Er ist stolzer Vater des kleinen Lovro.

NEBOJŠA LUJANOVIĆ

Hautfarbenwolke

1.

Er fand sich auf einer Straße wieder, breit und unübersichtlich und diese Erkenntnis traf ihn wie ein Donnerschlag, dort am Sitzplatz Nummer 32 des Čazmatrans-Busses, so sehr, dass er sich verkrampft an den Sitz klammerte, so, wie, wenn man mit dem Flugzeug in das stürzt, was man *meripe*¹ nennt, über das man gar nichts weiß, so wie auch er nicht weiß, wohin und zu wem es geht. Er versuchte, sich mit nervösen Kopfschüttelungen an irgendeinem bekannten Objekt in seiner Nähe festzuhalten. Der Platz neben ihm war leer, der braune abgenutzte Überzug düsterte Gestank aus und formte neben ihm ein ätherisches Wesen, zusammengesetzt aus Ekel und Übelkeit, so nah, dass er sich damit verbrüdern könnte, wenn er die Sprache und Fähigkeiten beherrschte, mit deren Hilfe sich zwei Leute sonst näherkommen. Am klebrigen Boden zu seinen Füßen, im Durchgang zwischen den Sitzen und im offenen Ablagefach über seinem Kopf keine Taschen, Beutel, gar nichts. Erst nachträglich bemerkte er an sich trockene Grashalme, die in den Öffnungen der dünnen Jacke hängen geblieben waren.

¹ Tod (rom.)

Endlich eine Verbindung zu der Nacht, die er in einem Gebüsch hinter dem Autobusbahnhof schlafend verbracht hatte, verschwitzt und ausgelaugt wie ein gehetztes Tier. Diese Nacht gehörte ohnehin zu einem vergangenen Leben, von dem ihn nun ein kurzer Schlaf im Bus trennte, wie ein kleiner *meripe* mit diesem chaotischen Wiedererwachen. Es kam ihm in den Sinn, den Fahrer zu fragen, ob diese 90 km/h auf der Autobahn Zagreb – Banja Luka schnell genug waren, damit ihn dieses Leben nicht einholte. Wenn nicht, dann hatte diese Reise keinen Sinn, weder für ihn, noch für den Bus, deren einziger Fahrgast er war.

Als die Vordertüren sich öffneten, umspülte ihn Luft, schwer vom Geruch der abgenutzten Gummilippen. Seine Brust schwoll zusätzlich vom Bewusstsein seiner schrecklichen Niederlage an. Die Schwere von Jahrhunderten verlorener Schlachten, genau auf diesem Sitzplatz, in einem scheinbar ruhigen Körper, mit nur leicht verschwitzten Händen. Asphalt, Schotter, Makadam; so viele Versuche, hier zu bleiben, Fuß zu fassen, vielversprechenden Wegen, die am Ende nichts halten, auszuweichen. So viele Anstrengungen, das verfluchte Speichenrad auf blaugrünem Grund in ihm zu unterdrücken, das widersinnig Schicksale im sinnlosen bewältigen von Entfernungen zermahlte. So viel Ausweichen vor diesem vorbestimmten Untergang, weil man ständig in der Rolle des Fremden und Eindringlings ist, mit nur einer zur Verfügung stehenden Strategie: demütig auszuhalten, geduldig zu erleiden, aber dazubleiben, unbedingt dazubleiben, vielleicht wird man sich im Laufe der Zeit einfügen. Und da steht er nun, auf der Straße, ohne irgendetwas Beständiges außer zwei Ängsten: Die zornigen Häscher auf der einen und die herzlosen Pflegeeltern auf der anderen Seite des Weges. Das Speichenrad auf der Fahne

dreht sich wieder, die Hymne spielt die pfeifende Luft, die durch die losen Türen dringt.

Neben der Straße verlief ein Stacheldrahtzaun, durchbohrt von dünnen Stängeln wie Hände der Gefangenen, die aus dem Lager herausragen, deswegen fuhr er zusammen, als wäre er auf noch eine Tretmine getreten, die in seinen genetischen Kode eingepflanzt war. Das Gestrüpp, das die klar gesetzten Grenzen missachtete und auf die andere Seite durchgedrungen war, wurde mit einer dicken Staubschicht bestraft. Diese starre Hülle hatte es für alle Ewigkeiten in seinem wahnwitzigen Fluchtversuch einbalsamiert. In der Ferne Häuser ohne Fenster wie gesichtslose Gespenster. Er schaute sorgfältiger, doch die Häuser zogen zu schnell vorbei. Er wartete geduldig auf das nächste, auch wenn ihm von diesem angestregten Sehen übel wurde. Er begriff, dass die Fenster dieser Häuser mit Brettern vernagelt sind. War er wirklich schon so weit gekommen? Neben der Straße blitzt etwas Gelbes auf, eine Erscheinung, die er einmal erlebt hatte, so unglaublich, dass er sie nicht dauerhaft in seinem Gedächtnis speichern konnte. Ein gelber Fleck, ein gelbes Quadrat, eine Platte, Buchstaben, ja, dort steht Zagreb. Über die Aufschrift verlief ein roter Strich. Auf Wiedersehen. Goodbye. Dovidjenja. *Dikhamen*².

Sechzehn Jahre lang ging er gesenkten Hauptes, sprach halblaut, sah zur Seite und lächelte stumpf in Zustimmung, und nun fand das alles an diesem Morgen ein Ende mit einem kurzen Blick über die Schulter beim Einsteigen in den Bus. Flüchtende haben den Luxus langer Abschiede nicht. Zum ersten Mal empfindet er seinen Verfolgern gegenüber etwas mehr als Gleichgültigkeit. Sie raubten ihm

² Auf Wiedersehen (rom.)

die Zeit für ein langes böses Lächeln, während er am Bahnhof ein gutes Dutzend Busse beobachtete, die all die Leute mit geflickten Mänteln, von denen Plastiktüten baumelten, ausspien. Unter der Glasur der beleuchteten Fassaden und der geometrisch gesetzten Blumen spiegelte sich auf diesem Ort die Seele der Stadt wieder. Unterdrückte Unterschiede, marginalisierte Ankömmlinge, diese unbearbeitete rohe Masse, die zu schnell und zu plötzlich ankommt, den Blutfluss verstopft, droht aus den umliegenden überfüllten Straßen und isolierten Vierteln zu explodieren und sich über die gut erhaltenen Eingeweide des Stadtkerns zu ergießen. *Jek rom majcra*³, er rutschte etwas im Sitz herum, um bequemer in diesen Gedanken eintauchen zu können. Und eine Horde neuer Eindringlinge. Der allerschlimmsten. Der eigenen. Ein paar hundert Leute, nur diesen Morgen, und in der gegengesetzten Richtung nur er. In diesem natürlichen Austausch von genetischem Material hatte die Stadt, die er hinter sich ließ, die schlechtere Karte gezogen.

Diese Millionenstadt ist eine schreckliche Masse von Körpern, verflochten in das morgendliche und nachmittägliche Gedränge auf den Straßen. Doch er schaffte es nicht, sich zwischen ihnen zu verlieren. Es ist eine Sache, Misserfolg hinunterzuschlucken, wenn man versucht, etwas aus sich zu machen und aus der Masse hervorzustechen. Aber wie soll man den Misserfolg hinunterschlucken, wenn man vorhat, nichts und niemand, gewöhnlich, gesichtslos, unsichtbar zu werden? Schuld ist die Stadt, und wie, wenn sonst nichts anderes da ist, womit man die Bitterkeit hinunterspülen könnte. Die Stadt, die so auf Gleichheit beharrte, in der er aber nie zwei ähnliche, geschweige denn gleiche

³ Ein Roma weniger (rom.)

Gesichter gesehen hatte. Aber das ist eine fruchtlose Anschuldigung, sie schaffte es nicht, auch nur ein Fünkchen Zorn aus ihm hervorzuholen. Zorn verlangt zu viel Kraft und Willen. Schlussendlich geht es um eine völlig physiologische mechanische Reaktion des Körpers und seines Imperativs, das innere Gleichgewicht zu erhalten. Die Stadt schafft es nicht, den überhandnehmenden Zustrom von Fremdkörpern zu verdauen, zu verarbeiten, zu behandeln, aktiviert deswegen Darmkontraktionen, verstärkt die Säureausschüttung und die Ausscheidung des Überflüssigen. Das ist überhaupt nichts Persönliches. Er ist ein unverdautes Gerinnsel, das Überbleibsel eines unerwünschten Happens. Auch wenn er sechzehn Jahre in dieser Stadt verbracht hatte, und seinesgleichen sogar drei Mal so viele, verliert der Organismus im krampfhaften Überlebenskampf das Gefühl für Nuancen. Wenn die Theorie auch nicht wasserdicht ist, so ist sie wenigstens eine Übergangslösung. Jetzt hat er keine Kraft für Wut, aber auch nicht die Ruhe, auf dem Sitz einzuschlafen.

In jedem Moment und in jeder Situation war klar, wo sein Platz war. Das wussten alle um ihn herum, er begreift es erst jetzt, als er die Stadt verlässt. Die Gaswerksiedlung. Die baufälligen Barracken, die Licht, Wind und Regen durchließen; Wellblechhütten, zusammengeschustert ohne Ordnung und Sinn; etwas besser gemauerte ebenerdige Häuser, geschmückt mit Abfall; all das hineingequetscht zwischen drei fensterlosen Rückwänden benachbarter Werksanlagen, und dann noch durch zwei breite, stark befahrene Straßen begrenzt. Nichts Bösesartiges, nichts Geplantes, eine natürliche Hürde, wie ein Grenzfluss, der zwei Länder teilt. In diesem Kessel der Hilflosigkeit und Verbitterung, beim Geruch von kochendem Brot- und Maisbrei, flogen Beschimp-

fungen, Drohungen, Gelächter und manch ein Fluch hin und her. Alles hat sich ausgehärtet wie dieser verdammte Brei auf dem Teller am nächsten Tag. Immer lebendig und warm von der Unzahl improvisierter Schornsteine, lecke Metallrohre, die einen Teil des Rußes in die Höhe leiten und den anderen auf die Flachdächer verstreuen. Das ganze Netz dieser Leitungen, ein Wirrwarr wegen der zu eng aneinander gebauten Holzschuppen, erhält den ewigen Elendsfluss, der sich in dünnem Ruß manifestiert. Heizen gegen die Feuchtigkeit, wegen der bloßen Füße, wegen der Kleidung, die auf der heißen Platte ausgekocht wird, gegen das Ungeziefer, das durch die Ritzen eindringt, immer nachheizen, auch im Frühling und im Sommer, als würde die ganze Siedlung absterben, wenn eine dieser Leitungen verstopft wäre.

An jenen Tagen, als er in einer dieser Blechhütten schlafen musste, die er nie gelernt hat, *čher*⁴ zu nennen, nagte immer der gleiche Wurm an seinem Schlaf. Auf diesem Stück Erde, das durchtränkt war von Fäkalien, die aus unbeholfen ausgehobenen Jauchegruben austraten, funkensprühenden durchweichenden nicht isolierten Kabeln und eingetretenen Pfaden zwischen den Katen, hatte er das Gefühl, als würde ihn in einer dieser Nächte die aufgeweichte Erde schlicht und einfach verschlingen. So ein Traum endete gewöhnlich auf eine von zwei Arten. Entweder war er lebendig im Schlamm begraben, durch jeden Stoß noch tiefer hineingezogen ins Vakuum der unersättlichen Erde, die erzürnt über die auf ihr kriechende Misere war. Oder er konnte sich irgendwie aus dem Schlamm herausziehen und zwischen den Menschen umhertaumeln, während sie sich angeekelt

⁴ Zuhause, Heim (rom.)

abwandten. Dann begann er, den Schlamm abzuschaben, mit den Nägeln abzukratzen bis er mit Erschrecken feststellte, dass er nicht eine Schicht abbekommen hatte, dass der Schlamm keine verkrustete Substanz auf seiner *morchi*⁵, sondern die *morchi* selbst war.

Und während ihn nachts Schlaflosigkeit quält, tagsüber Kopfschmerzen, schieben die anderen ihre Karren, scheppern mit ihren Töpfen vom einen Ende der Siedlung ans andere, klappern mit Löffeln die Türen ab, schleifen über die Erde riesige Nylonsäcke, vollgestopft mit Pfandflaschen, fahren mit Fahrrädern zur Nachtschicht bei der Müllabfuhr, verschnörkelte Melodien vor sich hin pfeifend, packen kleine Kinder am Ärmel und versohlen ihnen den Hintern, wobei die Kinder nicht weinen, streiten mit Gott, von dem sie nicht wissen, wie sie ihn ansprechen sollen, weil sie ihren *del*⁶ dazu gebracht haben, sich mit Allah, Jehova oder wem auch immer zu paaren... All dies läuft auf eine, für ihn unverständliche, auf der Aussöhnung mit dem Leben beruhenden Zufriedenheit hinaus. Einer Aussöhnung, die weder festlich noch plötzlich geschieht, mit starken Gefühlen und großen Entscheidungen. Der Mensch wacht einfach damit auf und führt sein Leben fort, des eingepflanzten Antikörpers nicht bewusst, geimpft gegen das Bedürfnis nach Veränderung, nach etwas Anderem und Besserem. Ihm war das nie passiert. Und am Ende blieb er der einzige Verlierer, der keinen Moment der Ruhe oder Zufriedenheit kennt. Nicht einmal auf diesem kleinen Flecken durchtränkter Erde, den sie ihm so großzügig reserviert hatten.

⁵ Haut (rom.)

⁶ Gott (rom.)

„...nis“

Jahrelang hatte er geübt, wenn schon diese Aussöhnung eine für ihn unerreichbare Fertigkeit blieb. Mit einem Seufzer, ohne ihn, Schlucken, Stottern, absichtlich ungenügend geöffneten Lippen, unterdrückt.

„...enis.“

Wenn sie ihn wirklich zur Wiederholung zwangen, *bengeko alav*⁷. Was selten vorkam. Aber es kam vor.

„Enis.“

Ein zweisilbiges Wort, in dem er nur die zweite, unwichtige Silbe deutlich aussprach. Aber die erste ist die, die zählt. Sein ganzes Leben steht und fällt mit diesem nicht bestehenden Laut. Sein Ausbleiben (Enis) sortiert ihn unfehlbar in bunte Moscheen, Pluderhosen, Ramadane hinein. Und in Verbindung mit der Physiognomie noch einige Stufen tiefer, in eine der Gaswerksiedlungen irgendwo auf der Welt. Das Hinzufügen eines einzigen Lauts (Denis) wird ihn von diesen Ketten befreien und ihn der Mehrheit anschließen. Einer Gruppe Menschen, die ihm nur wegen dieser einen Eigenschaft unerreichbar schien, auch wenn man sicher noch hundert andere finden könnte. Und diese Eigenschaft lässt sich mit der Tatsache auf den Punkt bringen, dass sie kein *lađavo*⁸ kennen. Wegen dieses *lađavo* ist er ein wahrer Meister im Verschlucken der ersten Silbe (-nis) geworden, gleichzeitig geschützt vor dem Vorwurf der Aneignung oder Ablehnung. Wie?, selten kam es vor, dass er wiederholen musste, dann betonte er stärker, aber wiederum den Anfang verschluckend, Enis. Ich habe nicht richtig gehört, entschuldige!, der Gegenüber war manchmal hart-

⁷ Teufelsname (rom.)

⁸ Schamgefühl (rom.)

näckig und drängte ihn dazu, sich durch die gesprochene Leere des nichtvorhandenen Lauts zu kennzeichnen, aber dann war die Hoffnung ohnehin verloren, dass es zu Verständnis oder Annäherung kommen könnte. Der *alav*⁹, den er sich nicht ausgesucht hatte, den andere eintragen und hinzufügen, den andere verbinden, platzieren, einschließen, definieren, auch wenn das alles überhaupt nichts mit ihm zu tun hat. Menschen verschlucken Worte, ganze Sätze, niemals ausgesprochene Gefühle, verschlucken ein ganzes Lebensstück, verschweigen es... Ihm konnten sie einen verschluckten Buchstaben nicht verzeihen.

Der Morgen ging in den Tag über, die Sonne wechselte auf seine Seite des Busses, und Strahlen, zu stark für diesen Frühlingstag, stachen wie Dolche in seine unbedeckten Unterarme. Er zuckte vor diesem Stich zusammen, wechselte in den Schatten und erinnerte sich an eine Sache, die er nicht ändern konnte. *Morchi*¹⁰. Tagelange Beobachtung im Spiegel unter dem flackernden Licht einer Glühbirne, die an einem Kabel von der Zimmerdecke hing, waren nötig, nach ziemlich häufiger Schlaflosigkeit, um die Zweifel zu vertreiben. Ja, man konnte mit Gewissheit sagen, aus welchem Winkel auch betrachtet, seine Gesichtszüge hatte er von seinem *gadžo*¹¹ Vater. Ausgeprägte Wangenknochen und Kinn, nicht die feisten und gerundeten Backen, die abstehenden Ohren der Kinder, die in der Gaswerksiedlung herumliefen. Mit so einem Aussehen, so tröstete er sich, und einer um ein paar Nuancen hellerer Haut, konnte er unbemerkt auf die andere Seite wechseln. Worauf er wegen seines *dad*¹² ein

⁹ Name (rom.)

¹⁰ Haut (rom.)

¹¹ Nicht-Roma (rom.)

¹² Vater (rom.)

Anrecht hatte. Deshalb mied er immer die Sonne, wich Treffen im Freien, auf Schulspielplätzen aus, er ging tagsüber nicht spazieren... Er suchte die schlimmsten Nachtarbeiten, zu denen er wegen der unregelmäßigen Straßenbahnen zu Fuß ging, mit leichtfüßigem und spielerischem Schritt, getragen von der Phantasie, dass in dieser Finsternis, wie bei einem im Keller vergessenen Kürbis, die Schwärze aus seiner *morchi* verdampfen könnte. Die *kali morchi*¹³ blieb, was er bekam, war die Angewohnheit, tagsüber zu schlafen, Schlaflosigkeit, Konzentrationsschwierigkeiten und Redeschwäche und ein kaputtes Verdauungssystem, zurückzuführen auf heißes geschmackloses Gebäck aus der Bäckerei an der Straßenbahnremise. Die Arbeit als Kellner, die ganze Nacht munter hinter dem Tresen zu stehen wegen vier lokaler Säufer und ihrer acht Weinschorlen, passte perfekt zu seinen bereits gefestigten Angewohnheiten. Er kratzte sich an den Stellen auf dem Arm, auf die die Strahlen gefallen sind und wunderte sich, dass dieses Kratzen nicht wenigstens eine ein klitzekleines Bisschen hellere Spur hinterließ. So tief steckte die verfluchte Schwärze in seinem Fleisch.

*Rom Romeha, a o gažo e gaždeha*¹⁴ wiederholte ihm seine verstorbene *bibi*¹⁵ Seniha. Einzig zu ihrer Zeit roch die Baracke in der Gaswerksiedlung erträglich. Aber was ist mit den *haminenca*¹⁶?

Aus dem Kroatischen
von Claudia Mayr

¹³ Schwarze Haut (rom.)

¹⁴ Roma mit Roma, Nicht-Roma mit Nicht-Roma (rom.)

¹⁵ Tante (rom.)

¹⁶ Mischlinge (rom.)